

*Doris Minale*

## Die doppelte Vertreibung der Bewohner des Dorfes Protzan



*1946 in Frankenstein vor dem Gasthaus „zum Elefanten. Vertriebene warten bis sie hinein müssen wo sie von den Polen registriert wurden, die Nummer „ihres“ Viehwaggons erhielten und dann im Saal dicht gedrängt eine Nacht verbrachten, bis es am nächsten Morgen zur Verladung zum Bahnhof ging. Man sieht in der Mitte des Fotos wachhabende Polen (mit Reitgerte und Waffe), andere Polen mit Fahrrädern. Links warten die vertriebenen Deutschen eines anderen Dorfes oder Stadtteils.*

## Einleitung

Protzan im Kreis Frankenstein in Schlesien hatte 740 nur deutsche Bewohner. Protzan wurde im Jahr 1175 erstmals urkundlich erwähnt. Im Besitzerverzeichnis des Klosters Leubus von 1175 ist es als "Dobrogozesdorph" an dritter Stelle genannt. Es hatte einem gewissen "Dobrogost" gehört, kam aber in den Besitz des Landesfürsten. Herzog Boleslaus der Lange, Herr von Mittel- und Niederschlesien überließ das Dorf dem Kloster Leubus, in das er 1163 Zisterzienser aus dem deutschen Kloster Pforta/Saale gerufen hatte. Unser Dorf Protzan war damals sicher nur eine kleine, aber nicht unbedeutende, slawische Siedlung, die wohl schon auf einer viel älteren germanisch-silingschen, ja steinzeitlichen, basierte was aus Funden in der Nähe, z.B. eines Steinbeiles, abzuleiten ist. Der unterhalb des Kirchberges gelegene Teil des Dorfes ist ein typisches Waldhufen- oder Straßen-Angerdorf deutscher Siedler. Mit der Verleihung des deutschen Rechtes im Jahr 1240 für den Teil von Protzan der damals dem Kloster Trebnitz gehörte, erteilte Herzog Heinrich I. die Erlaubnis, deutsche Bauern anzusiedeln. Der andere Teil des Dorfes hatte bereits 1235 als er in den Besitz des Breslauer Bischofes übergang, durch Heinrich I., den Gemahl der hl. Hedwig, das deutsche Recht erhalten. Die erste hölzerne Kirche wurde 1241 von den Mongolen niedergebrannt. 1253 wurde das Dorf von Bischof Thomas von Breslau dem Bischof von Lebus überlassen. Im Jahr 1305 wurde es erstmals als Proczano genannt. Protzan muß durch die Ansiedlung deutscher Bauern schon bald ein sehr bedeutendes Dorf gewesen sein. Im Jahr 1318 wird der Pfarrer Arnold von Protzan can. Wratisl., Verfasser eines beachteten Formelbuches, im Zinsregister des Erzpriester Gabriel von Rimini urkundlich genannt. Durch Testament des Bischofs Apeczco von Lebus vom 24.1.1352 kam Protzan wieder in den Besitz des Domkapitels von Breslau. Eine nach dem Mongolensturm später in Protzan erbaute Kirche fiel den Hussitenkämpfen 1419-1434 zum Opfer. Die ursprünglich gotische Kirche wurde wieder hergestellt. Protzan blieb Kapiteldorf des Breslauer Domes bis zur Säkularisation 1810. Es gab eine Erbscholtisei, die aber unter Siedler aufgeteilt worden war. Die größeren Bauernhöfe waren Pauli 71 ha, Schneider 40 ha, Gottwald 35 ha, Felgenhauer Maria geb. Finger 31 ha, Oppitz 31,5 ha, Jung 25,5 ha, Spittler Max 29 ha, Langnickel 20 ha, Spittler Hermann 20,4 ha, Zwiener Karl 20 ha, Umlauf 14,7 ha, Bittner Bruno 11,7 ha, Just 15,8 ha. So war Protzan ein reiches, blühendes Bauerndorf mit Post und Standesamt und der schönen, das Bild des Dorfes beherrschenden Kirche zu der das große Pfarrgut gehörte, das den Pfarrherren reiche Pachteinnahmen brachte. Im Jahr 1932 kam nach Pfarrer Dworski Pfarrer Otto Peukert und nach dessen Tod 1943 Pfarrer Georg Kliche nach Protzan. Drei Schwestern vom Orden der Boromäerinnen führten einen Kindergarten und widmeten sich der Krankenpflege. Im Dorf blühte auch das kulturelle und das Vereins-Leben. Mit der nur 4 km entfernten Kreisstadt Frankenstein war Protzan verkehrsmäßig durch die Kleinbahn gut verbunden. Das Dorf liegt in eine liebliche Landschaft eingebettet nahe am Eulengebirge. Es bot alles für ein schönes, friedliches Leben. Aber in der langen Geschichte des Dorfes mussten seine Bewohner immer wieder viel Schlimmes erleben. Das Schlimmste aber sollte noch kommen. Es zeichnete sich ab, als am 1.9.1939 der zweite Weltkrieg begann.

## Die Russen sind da

Karl Zwiener berichtet darüber folgendes: "Am 8. Mai morgens kam die Nachricht, daß die Russen nur noch 10 km von unserem Dorf entfernt sind. Es kamen Flüchtlinge aus den Hinterdörfern, die das bestätigten. Ich ging zum Pfarrer und fragte, ob wir eine weiße Fahne auf den Kirchturm bringen sollten. Mein Freund war auch dort. Wir machten eine Fahne zurecht. Daheim bei uns war ein furchtbares Durcheinander. Die Flüchtlinge, die bis zu uns durchgekommen waren, durften nicht weiter, weil die nächste Brücke gesprengt werden sollte. Ich ging wieder auf den Kirchturm und konnte beobachten, wie die SS die Brücken in verschiedenen Dörfern sprengte, aber auch, daß die Russen immer näher kamen. Mein Freund kam auch auf den Turm und wir befestigten die weiße Fahne. Mittags begannen die Russen in Frankenstein zu schießen. Dann wimmelte es überall von

fliehenden SS-Soldaten in verdreckten, zerfetzten Uniformen. Bald waren die Russen vor unserem Dorf angelangt, rückten aber erst am 9. Mai ein. Der erste Russe, den wir sahen, saß auf einem Pferd und verlangte nach Wasser. In Dittmansdorf lagen etwa 5000 Russen. Sie zündeten die Scheune des Dominiums an und erschossen das alte Ehepaar Grammel, weil es einige deutsche Soldaten versteckt hatte."

Da das Ehepaar Grammel zu den wenigen Katholiken im sonst evangelischen Dittmansdorf gehörte, wurden ihre zwei Särge auf Mistwagen zur Beerdigung nach Protzan gebracht.

Die Russen feierten tagelang den Sieg, sie plünderten und vergewaltigten. Unter den deutschen Frauen gab es Selbstmorde. Fast täglich trieben die Russen jetzt deutsche Kriegsgefangene durch die Stadt Frankenstein und weiter die Chaussee entlang. Es war sommerlich heiß geworden. Die Russen ritten schwer bewaffnet zwischen den zum Teil verwundeten deutschen Soldaten. Diese schleppten sich in zerfetzten Uniformen, viele ohne Schuhe, nur Lappen um die Füße gewickelt, durstig durch Staub und Hitze. "Dawei! Dawei!" trieben die Russen alle weiter in Richtung Osten. Deutsche Zivilisten mußten dann die Straße verlassen und aufs Feld jenseits des Straßengrabens um die Trupps passieren zu lassen.

Die polnischen, russischen und ukrainischen Fremdarbeiter hatten fast alle das Dorf in Richtung Heimat verlassen.

Zum Hof Zwiener kamen nachts 30 polnische Soldaten und schlugen, da aus Angst nicht geöffnet wurde, Fenster und zwei Türen ein. Sie nahmen 15 Brote mit und waren wieder weg. Auch eine russische "Einquartierung" zeigte sich im Dorf als äußerst rabiat. Bei Zwiener traten sie die Haustür auf. Aus Angst floh die 16jährige Tochter durchs Fenster. Alle anderen, nur der Vater war nicht anwesend, wurden von den Russen im Haus eingeschlossen. Auch sie ergriffen hilferufend die Flucht durchs Fenster. Vater Zwiener erhielt als er mit anderen Protzanern herbeieilte, von einem Russen einen Kinnhaken, dass er taumelte.

Beim Stellmacher Welzel blieb der Pole Josef da. Er hatte dort als Fremdarbeiter, wie ein Sohn gehalten, das Handwerk erlernt. Später hat er sich zum Dank den Besitz seines Lehrherrn angeeignet.

Als die Russen im Dorf waren, hatten sie bei Schneider das beste Gespann Pferde mit dem Jagdwagen als Beute vor den Augen des Besitzers Hans Schneider weggeholt, so auch bei Zwiener das beste Pferd mit Kutsche. Fahrräder und Armbanduhren waren gleichfalls höchst begehrte Beute. Bei der Feldarbeit mit Gespann, mußten die Bauern um ihre Pferde bangen. Mancher floh vor den Russen im Galopp ins Dorf damit ihm keines der für die Arbeit so kostbaren Tiere weggenommen wurde.

Am Pfingstdienstag und dem folgenden Samstag fuhren die Protzaner mit Pferdegespannen trotz des Risikos, die Pferde an die Russen zu verlieren, nach Oberhannsdorf um die nach dort evakuierten Dorfbewohner heimzuholen.

Die Deutschen hatten alle Radios an die Russen abliefern müssen. So gab es keinerlei Nachrichten mehr. Man war von der Welt und allem was mit Deutschland geschah, abgeschnitten. Von den Angehörigen, die sich bei der Wehrmacht oder anderswo befanden, wussten die Familien längst nichts mehr. Es gab keine Post, keine Zeitung.

Bei der großen russischen Einquartierung, es sollen ca. 5000 Mann gewesen sein, war auf dem Hof Schneider, da dort Telefon vorhanden war, ein recht netter, etwas deutschsprechender, russischer Offizier. Seine Truppe war einigermaßen diszipliniert, auch wenn immer wieder Mädchen des Dorfes "zum Kartoffeln schälen" geholt wurden. Man lebte dennoch immer in Angst

Die Russen hatten überall alte deutsche Kommunisten, fähig oder nicht, als Bürgermeister eingesetzt. In Protzan war es Herr Jogwer, der wohl einzige Kommunist des Dorfes. Jetzt suchten die Russen nach "Nazis". Eines Tages holten sie verschiedene Männer des Dorfes ab, darunter auch Hans Schneider, und brachten sie nach Frankenstein in den Keller des Rathauses, wo sie die Deutschen tagelangen Verhören unterzogen: Warst du Nazi? wurde gefragt. Ja? so gab es Schläge. Lautete die Antwort der Verängstigten "nein", dann hieß es: Du lügst! und es gab auch Schläge. Erst Tage später wurden die Gefangenen teils mit blutunterlaufenen Augen, furchtbar zerschlagen nach Protzan entlassen.

Auf den Höfen hatte man gerade die Milchkühe und die Rinder aus den Ställen gelassen. Die Tiere mußten dann auf die Straße getrieben und den Russen ausgeliefert werden. Die Russen trieben mit zum Helfen gezwungenen Deutschen die Rinder des ganzen Dorfes, eine große Herde, als Beutegut davon. Jeder deutsche Bauer durfte pro 10 Hektar ein Rind behalten.

An der Staatsbahn bauten die Russen das zweite Gleis ab.

Die deutsche Bevölkerung und die deutschen Behörden versuchten trotz allem, das Leben nach dem totalen Zusammenbruch wieder etwas zu normalisieren. In Frankenstein sollte in der Schule am Rosenring wieder etwas Unterricht erteilt werden. Die Schüler aus den Dörfern gingen zu Fuß nach Frankenstein, denn die Kleinbahn verkehrte noch nicht wieder. In Frankenstein, dort wo die Bahnhofstraße zur Hindenburgstraße abzweigt, hatten sich die Russen ein "Ehrenmal" errichtet. Sie hatten den Deutschen die Betten aufgeschlitzt und die Federn auf die Straßen geschüttet, um das rote Inlett zum Verkleiden der Bretterpyramide zu verwenden auf der oben ein Sowjetstern thronte.

### Die erste Vertreibung durch die Polen

Ohne Wissen der betroffenen Deutschen kam Schlesien Ende Juni unter polnische Verwaltung. Die deutsche Bevölkerung, von allen Nachrichten abgetrennt, erfuhr das erst viel später und nur gerüchteweise, daher waren die kommenden, sich überstürzenden Ereignisse für sie unverständlich. Am Montag dem 16.7.45, man befand sich in der Roggenernte, kamen Polen in das Dorf Protzan. Sie hatten Listen und es wurde auf den Höfen nach deren Beschaffenheit gefragt. Dann hieß es, dass auf jeden Hof Polen "zur Arbeit" kommen sollten. In Wahrheit sollten sie die neuen Herren werden.

Die über die politischen Hergänge unwissenden Protzaner Bauern wehrten sich dagegen und ließen die Polen nicht ein. Auf den Hof Spittler waren aber einige Polen gewaltsam eingedrungen. Sie benahmen sich so unverschämt, dass die allein anwesenden, verängstigten Frauen laut um Hilfe riefen, wie man es schon wegen der russischen Übergriffe verabredet hatte. Die Nachbarn, die die Rufe gehört hatten, taten sich zusammen und eilten zum Gehöft, um zu helfen. Dieses wurde später von den Polen als "Zusammenrottung mit organisiertem Widerstand" hingestellt. Die Polen zogen wieder ab. Aber am Abend kam aus Frankenstein schwer bewaffnete polnische Miliz ins Dorf. Diese, die neuen Herren, eine deutsche Polizei gab es ja nicht mehr, begannen eine wilde Schießerei auf der Dorfstraße gegen die wehrlosen, unbewaffneten Deutschen, welche von der Feldarbeit oder aus den Häusern kamen.

### In der Gewalt der polnischen Miliz

Lassen wir Josef Rother erzählen, der im Sommer 1945 noch nicht einmal 17 Jahre alt war:

Vom "Schippen" beim Unternehmen Barthold Anfang Dezember 1944 zurückgekehrt, musste ich am 15.1.45 zum RAD, dem Reichsarbeitsdienst. In Melnik nördlich von Prag erhielten wir eine militärische Ausbildung und dann den Entlassungsschein zur Wehrmacht. Ich schlug mich vorher noch einmal zu meiner Familie durch. Nach drei Tagen folgte ich der Einberufung nach Jermer bei

Josefsstadt im Sudetengau. Wir erhielten Uniform und Ausrüstung, dann ging es über Budweis und das südliche Isergebirge per Viehwaggon und per Fußmarsch zur Front bei Lauban wo wir bis 7.5.45 lagen. Nun befand sich alles in Auflösung. Unser Versuch, nach Westen zu entkommen, mißglückte. Die Russen holten uns ein. So kam ich nach der Kapitulation mit Georg Gauglitz aus Frankenstein, einem Freund von der Berufsschule, in russische Gefangenschaft. Wir Gefangenen, mittlerweile eine große Kolonne, wurden in Richtung Hirschberg getrieben. Am Stadtrand sind wir zwei in einem günstigen Moment durch einen riskanten Sprung hinter die Hecken im Vorgarten einer Villa, der Gefangenschaft entflohen. Auf abenteuerlichem Weg kam ich nach Hause, nach Protzan zurück.

Um eine Beschäftigung zu haben, versuchte ich, der kaufmännische Lehrling, mich bei Bauer Oppitz in der Landwirtschaft. Das ging so weit alles verhältnismäßig gut - bis zum 16.7.1945.

Es war Feierabend. Vom Kammerfenster aus sah ich, dass sich polnische Soldaten oder Miliz unter gegenseitigem Feuerschutz die Dorfstraße entlang "vorarbeiteten". Ich wunderte mich warum, denn es gab doch keinen Gegner. Da kam von der Schramm-Schmiede der Schmiedelehrling Werner Wittig zu mir und erzählte aufgeregt, dass die polnische Miliz beim Bäcker Mälzig Männer, Frauen und Kinder zusammengetrieben hätten. Um näheres zu erfahren gingen wir bis zum Nachbarhof Bauer Just, aber da erschien sofort Miliz und trieb uns auch zum Laden der Bäckerei zu den anderen. Dabei mussten wir über die Brücke des Dorfbaches am Wohnhaus meiner Familie vorbei. Meine Mutter sah uns und rief erschreckt: "Josef, komm nach Hause!" Sie musste entsetzt zusehen, wie man uns zwei Jungen wegtrieb. Dann erinnere ich mich besonders an Hans Winkler, der mit der Faust an die Anschlagtafel vor dem Haus Schurkin schlug und dabei schrie: "Dieser verdammte Hitler, ihm haben wir das alles zu verdanken". Antwort eines polnischen Bewachers: "Hitler gut, sonst wären wir heute nicht hier!"

In der Zwischenzeit trieben die Polen Georg Deckert, der sich wegen einer Verwundung bereits vor Kriegsende schon zuhause befand, zu uns. Er konnte kaum laufen, denn sie hatten ihn ins Bein geschossen. Es blutete stark. Nach einiger Zeit kam eine Kolonne Russen vorbei. Die russischen Offiziere ließen anhalten und sprachen mit den Polen. Plötzlich sagten sie: "Alle Frauen und Kinder nach Hause." Ich hoffte umsonst, dass man mich mit meinen knapp 17 Jahren noch zu den Kindern zählen würde. "Du Mann, du hierbleiben" schrie mich ein Pole an. Dann trieb man uns unter Schlägen nach Frankenstein. Unser Hauptlehrer Winkler lief vor mir. Es blieb nicht aus, dass ich ihm unter den Schlägen und den Stößen der Polen mehrmals in die Füße trat. Mir war das peinlich, aber er drehte sich mit lächelndem Gesicht um und sagte "es ist nicht schlimm". Später fiel mir ein, dass ich der Letzte war, der mit ihm gesprochen hatte. Vor dem Gymnasium in Frankenstein hatte sich eine Horde von Polen versammelt, die uns mit Knüppeln, Messern und Peitschen bewaffnet erwarteten. Sie wurden aber von unseren Bewachern nicht an uns heran gelassen. Man trieb uns auf den Hof der Zigarrenfabrik Kretschmer an deren Eingang ein polnischer Offizier mit Reitpeitsche stand. Er schlug auf uns ein.

Das war das Zeichen zum allgemeinen Losschlagen auf uns. Dann mussten wir uns hinlegen. Die Polen schossen mit Maschinenpistolen nicht nur in die Luft, sondern auch auf uns. Dabei wurde Max Spittler ins Bein geschossen. Er hatte im Krieg schon einen Arm verloren. Jetzt befürchtete ich, dass er verbluten könnte. Ich warf ihm mein Taschentuch hin damit Josef Gloger, der neben ihm lag, ihn verbinden könnte. Das musste ich teuer bezahlen, denn kaum hörten die Polen mit der Schießerei auf, kamen sie zu mir und schrien mich an: "Du hast eben Handgranaten weggeworfen!" Mit den Kolben der Maschinenpistolen schlugen sie auf mich ein. Dadurch verlor ich mehrere Zähne. Kurze Zeit später durfte ich aufstehen, und die Polen führten mich zu Herrn Winkler. Er lehnte erschossen an einem Wagenrad. Die Polen wollten von mir wissen, wer der Erschossene sei. Aus Angst vor weiteren Misshandlungen, sagte ich es ihnen nicht. Bis in die Morgenstunden wurden wir verhört, dazu mit Reitpeitschen einzeln in das Gebäude getrieben. Als wir Protzaner uns in einem Kellerraum

wiederfanden, hatten wir alle Striemen und blaue Flecken. Bei uns befand sich auch Franz Bittner aus Groß-Olbersdorf. Es war sein Pech, dass er in Protzan seinem Schwiegervater Max Spittler bei der Ernte geholfen hatte, so war er mit festgenommen worden. Er konnte den Polen eine Bescheinigung vorlegen, daß er in einem deutschen KZ gesessen hatte, aber auch das half ihm nicht. Deutscher zu sein, galt allein schon als Verbrechen. Wir mussten fünf schlimme Wochen in dem Keller verbringen.

Am schlimmsten waren die Nächte, sobald wir die Eisenstange an der Haupttür fallen hörten. Dann kamen die Angst- und Schmerzensschreie der Eingesperrten von Zelle zu Zelle immer näher. Wir lagen in der letzten Zelle. Die Menschen können vor Schmerz und Angst ebenso schlimm schreien wie die Tiere. Manchmal wurden Einzelne in die Mitte der Zelle gerufen und besonders "behandelt". Ich wurde einmal so getreten, dass ich heute noch in Rücken und Steißbein Schmerzen verspüre, wenn ich längere Zeit sitze. Besonders grausam wurden unser Herr Umlauf, Herr Hübner und ein Lehrer aus Frankenstein geschlagen: ein Volksdeutscher musste ein Kellerfenster nehmen und dem ersten so lange auf den Hinterkopf schlagen bis nur zwei Holzstücke übrigblieben. Diese beiden Holzteile musste er dann den beiden anderen an den Hinterkopf schlagen bis nur noch kurze Stücke blieben. Die Männer mussten sich dazu hinknien.

Einen besonderen Spaß hatten die Polen daran, uns Gefangene Zelle um Zelle auf den Gang zu treiben. Dann wurden wir einzeln durch den Gang gejagt. An jeder Ecke stand ein Pole mit Stock oder Peitsche zum Zuschlagen. Einmal glaubte ich, es geschafft zu haben, da bekam ich von einem Polen einen Faustschlag ins Gesicht. Der Pole hatte sich im Schatten der Tür aufgehalten.

Außerdem litten wir unter Hunger und Durst. Morgens und abends gab es etwas Wasser zu trinken und eine Scheibe Brot, mittags nur eine Wassersuppe mit ein paar Kartoffeln darin. Einmal hat mir ein mitleidiger Pole eine Scheibe Brot, verdeckt unter dem Teller, zugeschoben.

So furchtbar diese Wochen waren, das Schlimmste für uns, was uns am meisten traf, geschah zwei Tage nach unserer Festnahme: Durch ein Kellerfenster konnten wir sehen wie die Polen die Bewohner unseres Heimatdorfes Protzan vorbeitrieben. Nach fünf Wochen wurden wir in die oberen Räume des Gebäudes gebracht wo man uns mitteilte, daß wir entlassen seien. Wie wir später erfuhren, hatte sich unser lieber Herr Pfarrer Kliche für uns eingesetzt.-

Soweit der Bericht unseres Zeitzeugen Josef Rother über seine und seiner Mitgefangenen Leiden.

Georg Deckert war nach Frankenstein ins Krankenhaus gebracht worden. Er floh dann aus dem Krankenhaus, um der weiteren Gefangenschaft durch die Polen zu entgehen. Da diese ihn suchten, tauchte er bei Verwandten in Kunzendorf unter. Der Lehrer Winkler war an jenem Montagabend, als er mit unserem Pfarrer Kliche von der Kirche kam, von dessen Seite weg festgenommen worden obwohl der Pfarrer auf Polnisch versuchte, ihn vor der Festnahme zu bewahren. Bei der geschilderten Schießerei in Frankenstein suchte Lehrer Winkler sich hinter einem im Hof stehenden Wagen zu schützen. Das hatte den blutdürstigen Polen genügt, ihn mit Revolverschüssen zu töten. Lehrer Winklers Sohn Hans musste das miterleben. Er konnte dem Vater nicht helfen und wusste nicht, was danach mit Vaters Leiche geschah. Auch Frau Winkler gelang es trotz aller Bemühungen nicht, ihren toten Mann zur Beerdigung zu erhalten. Die Familie weiß bis heute nicht, wo die Polen ihn verscharrten. Dem angeschossenen Max Spittler, der im Krieg schon einen Arm verloren hatte, musste noch das Bein amputiert werden, denn die Polen hatten den Verletzten stundenlang hilflos liegen lassen.

### Was im Dorf geschehen war

Am Dienstag dem 17.7.45 herrschte gedrückte Ruhe im Dorf. Doch am Mittwoch 18.7.45 waren überall, auch in Frankenstein, von den Polen rote Plakate angeschlagen worden. Sie enthielten die lügenhafte Behauptung, dass die Einwohner von Protzan den Anordnungen der polnischen Regierung

"bewaffneten" Widerstand entgegengesetzt hätten, wodurch zwei der Schuldigen verwundet wurden und der Lehrer Gustav Winkler dabei ums Leben kam. Die anderen Schuldigen seien abgeführt worden. Zugleich enthielten die Plakate die drohende Mitteilung, daß die Bewohner des Dorfes Protzan wegen dieses Widerstandes gegen die Polen ausgewiesen würden! Trotz des drohenden Unheils, man ging seiner Arbeit nach, die Bauern des Dorfes mähten ihren Roggen, fuhren Dünger.

Um 11 Uhr mussten die Männer von Protzan (aus männerlosen Haushalten auch Frauen) in das Gasthaus Mann zu einer Versammlung kommen, welche von den Polen einberufen worden war. Mit dem Feuerhorn wurden sie zusammengerufen. In das Gasthaus Mann wurden sie von den Polen hineingelassen aber nicht mehr hinaus. Dann gab es dort einen furchtbaren Tumult. Schießen, Schreien, Lärm erfüllte den Saal als es hieß, dass um 18 Uhr abends die ganze deutsche Bevölkerung des Dorfes mit 30 kg Handgepäck am Gasthof Mann auf der Dorfstraße antreten müsse. Gebrochen verließen die deutschen "Versammlungsteilnehmer" das Gasthaus als nach Beendigung dieser polnischen Machtdemonstration die Türen wieder aufgeschlossen wurden. Es war für keinen zu fassen, es stand also fest, die Polen hatten bestimmt und beschlossen: Protzan "schisco" (alle) raus!

Abends um 18 Uhr mussten alle Protzaner ihre Häuser verlassen. Kein Haus, keine Wohnung, nichts durfte verschlossen werden. Mit ihrem Gepäck mussten sie draußen auf der Dorfstraße antreten. In der kurzen, verbliebenen Zeit hatten sie Handwagen vollgepackt, Brot, Schinken und Speck dazu gegeben. Viele Wertsachen waren schon wegen der plündernden Russen auf den Höfen z.B. in Heu und Stroh versteckt worden. Unter Bewachung der schwer bewaffneten, polnischen Miliz, rechts und links begleitet, mussten Frauen, Kinder, Alte und die wenigen, meist älteren Männer in langem Zug, ca.700 Menschen, ihr geliebtes Dorf zu Fuß verlassen, ins Ungewisse, in Richtung Frankenstein. Dort wurden alle in die Düngerfabrik getrieben und zur Nacht eingesperrt. Man schlief auf dem blanken Fußboden. Morgens zeitig um 5 Uhr wurden alle weitergetrieben.

Wohin? Den Polen hilflos ausgeliefert ins Ungewisse.....

Unter Anteilnahme der Frankensteiner deutschen Bevölkerung bewegte sich die von der polnischen Miliz bewachte Menschenschlange der Protzaner langsam durch die Straßen der Stadt. Die Polen demonstrierten ihre Macht und zeigten allen Deutschen: "Seht, so geht es auch euch, wenn ihr euch gegen uns auflehnt oder den geringsten Widerstand zeigt!"

Aus Frankenstein hinaus ging der traurige Zug weiter durch Zadel in Richtung Kamenz. Endlich bei Kunzendorf ließ die polnische Miliz Großmutter Schneider mit Fräulein Kliche, der Schwester des Pfarrers, zurückbleiben. Es wurde ein heißer Tag. Mühsam schleppten sich die durstigen, hungrigen Menschen die Landstraße entlang, immer von den Polen angetrieben. Die Handwagen, das Gepäck waren schwer, die Füße wurden wund, der Durst unerträglich in der Mittagshitze des heißen Sommertages.

Die Polen trieben unbarmherzig weiter, weiter! Über den Baumwipfeln des Parks in Kamenz erschienen die Türmchen des Hohenzollern-Schlusses. Gegen 15 Uhr befand sich der traurige Zug bei Reichenau. In der glühenden Hitze des schlesischen Hochsommers ging es weiter, Rast gab es nur in sengender Sonne! So gab es zu den Blasen an den Füßen auch noch Blasen durch Sonnenbrand. Bis zum Abend lagen noch viele Kilometer vor ihnen; das Ziel des schrecklichen Marsches kannten sie nicht. In Frankenstein brannte in der folgenden Nacht die Düngerfabrik nieder, Brandstiftung. Man war wohl eine Nacht zu spät, der Brand hatte den Deutschen aus Protzan gegolten.

## In den Fängen der Polen in Neisse

Der lange, traurige Zug der Protzaner wurde bis in die schwer kriegszerstörte Stadt Neisse getrieben, zu Aufräumarbeiten, wie es hieß

In den Aufzeichnungen von Karl Zwiener können wir lesen:

"Kurz vor Kamenz wurden bei einem Halt einige Familien aufgerufen, die darum nach Hause konnten, weil russische Offiziere bei ihnen im Quartier lagen. Wir waren auch dabei, aber unser Name war so entstellt, daß niemand wußte, wer gemeint war. So mußten wir weiter mitziehen. Wir gingen bis Oberpomsdorf, kurz vor Patschkau. Dort brachen viele Protzaner vor Durst zusammen. Darum blieben wir dort zur Nacht. Die polnischen Bewacher schossen Gänse, Enten, Hühner, die wir für sie rupfen mußten. Am anderen Morgen um 3 Uhr wurden wir durch Schüsse geweckt. Es ging weiter. Am Abend waren wir noch etwa 8 km von Neisse entfernt und übernachteten in einem Dorf, das bereits einen polnischen Namen trug, den ich vergessen habe. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, zogen wir in Neisse ein. Wir wurden in ein früheres Russenlager gebracht. In dem Lager war nur für etwa 500 Mann Platz. Wir waren etwa 600 mit Gepäck. In den Baracken lag der Schmutz, Lumpen, halbverfaulte Kartoffeln, zerrissene Strohsäcke, schmutzige Kochtöpfe, Holz, einen halben Meter hoch, dazwischen Ratten und Mäuse. Bei der Hitze hatten wir kein Wasser, am Nachmittag bekam jeder 1/4 Liter. Wir mußten das Lager säubern, das nahm zwei Tage in Anspruch. Es gab dann jeden Tag ¼ l Wasser. Da konnten die Töpfe nicht ausgewaschen werden. Wir kochten die halbverfaulten, ungewaschenen Kartoffeln. Am vierten Tag hatte niemand mehr etwas zu essen, die Kartoffeln waren aufgezehrt. Da kam ein Mann und sagte, es können sich 200 Personen freiwillig zu Erntearbeiten nach Wiesau melden, sie müßten sich aber für drei Wochen verpflichten. Auch wir meldeten uns. In einer Stunde ging es los. Wir zogen durch die ausgebrannte, zerstörte Stadt Neisse. Wir sahen die Glocken des Kirchturms auf der Straße liegen. 98% der Stadt waren zerstört."

So weit Karl Zwiener.

Auch die damals ebenfalls sehr junge Martl Pauli erzählt:

"Unterwegs wurde in Pomsdorf übernachtet, eng an eng in der Scheune der Mühle. Unser Nachbar, ein kleiner "Schwerenöter", er hatte Söhne in unserem Alter, lag neben mir und kommentierte: "Doas hätt' mer ins nie trauma lohn, doss mer a mol mieteinander schlofa wern".

In Neisse mußten wir etwa 10 Tage in den Kasematten hausen. Vor Hunger wurden halbfaule Kartoffeln aus dem Abfall gekocht, denn wir bekamen nichts zu essen. In der Hitze des schlesischen Sommers gab es ¼ l Trinkwasser pro Tag und Person. Jemand opferte für 1 l Wasser eine goldene Uhr. Aus Verzweiflung holte man Wasser aus der Neisse, in welcher noch Tierkadaver lagen. Außer Ratten gab es Wanzen, unter Geröll lag noch eine Leiche. Es war unvorstellbar."

Flecktyphus brach aus. Die etwa 15jährige Ursel Plaschke, einzige Tochter ihrer Eltern, starb daran. Andere behielten ihr Leben lang Narben. Es gab keine Toiletten, nur eine Art Donnerbalken mit daran aufgereihten Gefäßen; Entschuldigung eines Protzaners zu den Pauli-Mädchen: "Kumma se ock rei, hier hot's no Plotz!" Schlesischer Galgenhumor. Die Klo-Gefäße mußten von den Protzanern mit bloßen Händen geleert und gesäubert werden. Alle litten unbeschreiblich.

Sie waren der Grausamkeit und dem Sadismus ihrer polnischen Bewacher hilflos ausgeliefert. Eine schon geistig verwirrte alte Frau mußte sich nackt ausziehen. Mit dem Finger untersuchten die Polen an Körperöffnungen ob da etwas Wertvolles "versteckt" sein könnte.



Wörtlich erzählt Martl Pauli weiter: "Einmal verlangten die Polen nach einem Klavierspieler. Ausgerechnet die Witwe des erschossenen Lehrers Winkler wurde auserwählt. Da bot sich Paul Klesse als Ersatz an. Er wusste nicht, welcher Tortur er sich damit aussetzte. Die Polen stellten eine brennende Kerze auf die Tastatur und drückten seine Stirn mittels eines Revolvers in seinem Genick immer wieder auf die Flamme. Während dieser Qual musste er Klavier spielen damit die Polen tanzen konnten.

Nach einiger Zeit ließen die Polen plötzlich viele, besonders Handwerker- und Arbeiterfamilien, nach Hause gehen. Unser Pfarrer Kliche hatte für unsere Leute, seine Pfarrkinder, gebettelt und das erreicht. Jene die sich zum Ernteeinsatz gemeldet hatten, wurden noch von Neisse aus in die weiter südlich liegenden Orte Wiesau und Tannenbergr getrieben. Auch dort war es kaum besser bestellt als in Neisse."

Zitieren wir wieder Karl Zwiener:

"Nachmittags um 2 Uhr kamen wir in Wiesau an. In den zwei Sälen, die wir zugewiesen bekamen, gab es nur drei Tische und einen Stuhl, aber kein Bett. Wir besorgten uns Strohsäcke. Es gab nichts zu essen. Wir sollten uns Kartoffeln selbst ausgraben und in einem großen Kessel kochen, was wir dann taten. Einige Zeit arbeiteten wir in Schubertskrosse hinter der tschechischen Grenze. Täglich mussten wir 2 Km dorthin zur Arbeit laufen. Aber das Essen dort war gut. Danach arbeiteten wir wieder auf dem Gut in Wiesau. Da gab es sehr schlecht zu essen, jeden Tag eine Scheibe Brot und einen Teller Suppe, in der wir einmal ein hühnereigroßes Stück Soda fanden. Nach den drei Wochen für die wir uns verpflichtet hatten, fragten zwei Frauen beim Kommandanten, ob wir wieder nach Hause könnten. Da bekam die eine einen Fußtritt, dass sie einen Bluterguss davon trug. Nun wagte niemand mehr zu fragen."

Auch Martl Pauli erzählt weiter:

"Man schlief im Stroh auf engstem Raum dicht an dicht während die Mäuse umhertanzten. Wir in Wiesau hausten in einem baufälligen Haus, oben regnete es rein, unten lief das Wasser wieder raus. Vater musste nur Kartoffeln abkeimen zum Schnapsbrennen! Wir Schwestern übernahmen bei einem Polen die Küche und durften für unsere Eltern die Essenreste mitnehmen. Einmal versank das Dorf in Federn, die Russen brauchten die roten Inletts, wahrscheinlich wie in Frankenstein für ein "Ehrenmal". Nach 6 Wochen in Wiesau wollte man uns für den Winter vorbereiten. Wir mußten Holz hacken und bekamen eine Art Bettgestelle. Da versuchten wir auszubrechen. Der erste nächtliche Versuch misslang. Die jungen Polen von der uns bewachenden Miliz hatten uns bemerkt und schossen. Ein Mädchen, Ruppelt Lenchen, wurde angeschossen. Dem polnischen Bürgermeister haben wir zu danken, daß wir mit einer Verwarnung davon kamen und sogar unsere Handwagen zurück erhielten. Der Mann war während des Krieges als Fremdarbeiter bei einem deutschen Bauern gewesen und hatte es dort sehr gut gehabt. Er sprach daher auch recht gut deutsch.

Der zweite Ausbruchversuch wurde besser geplant. Wir packten wieder unsere paar Habseligkeiten und an einem Sonntag-Nachmittag schlichen wir uns einzeln oder zu zweit davon. Die Polen feierten an diesem Sonntag Erntefest und eine Hochzeit. Fast alle Polen waren dort und standen schwer unter Alkohol. Das haben wir ausgenutzt. Da Mutter aus dem Kreis Neisse stammte, trafen wir uns dann bei Verwandten. Nach Protzan zurück ging es wieder die etwa 50 Km zu Fuß."

Von der Flucht aus Wiesau erzählt Karl Zwiener:

"Wir, 7 Mann, gingen um 3 Uhr in der nächsten Nacht durch die Fenster. Etwa 100 m weiter stand ein Wachposten, der uns nicht bemerkte. Wir hatten einen Handwagen besorgt und im Wald versteckt.

Im Wald vor Kalkau blieben wir bis der Tag graute. Hinter Peterwitz/Kr.Neisse holte uns ein polnischer Soldat ein. Er frug uns aus, durchsuchte uns und ließ uns nach 2 Stunden endlich wieder laufen. Im Ort Geseß wurden wir auf die Kommandantur geschleppt. Der Kommandant fragte uns wieder aus und fügte hinzu: Haben Sie Gold? Es ist verboten Gold zu tragen! Er nahm meinen Eltern die Trauringe ab und steckte sie sich selbst an. In Kosel hinter Patschkau wurden wir nochmals von drei jungen Kerlen ausgeplündert. Da war der Handwagen nur noch halb so schwer.

Nach einer Übernachtung in Wolmsdorf bei Verwandten gingen wir später bei Kamenz durch die wenig Wasser führende Neisse und über Zadel nach Heinersdorf. Dort bekamen wir von Bekannten etwas zu essen. Von da liefen wir weiter nach Protzan, wo wir um 3 Uhr auf unserem Hof ankamen. Wir setzten uns auf die Stufen vor unserer Haustür und warteten bis ein Pole kam."

Dies sind nur zwei Beispiele, aber auch die anderen Protzaner gelangten nur auf ähnliche Weise wieder zurück in ihr Dorf.

### Die Polen sind die neuen Herren in Protzan

Verschont von all diesen Schrecken in Neisse oder Wiesau blieb auch die nach der Evakuierung aus Breslau in ihrem Geburtsort Protzan weilende Angelika Loske geb. Schneider mit ihren Kindern.

Die Polen hatten sie mit ihren drei Kindern nach langem Bitten und Übergabe einer Seite Speck an der Straße hinter Kamenz zurückgelassen, wie vorher bereits die Großmutter mit Fräulein Kliche, der Schwester unseres Pfarrers. Jetzt saßen sie am Straßenrand und sahen traurig den anderen Protzanern nach, die ins Ungewisse getrieben wurden. Sofort nach Protzan zurück zu gehen, wagten sie nicht. Deshalb liefen sie über Tarnau nach Groß Olbersdorf zu den Verwandten im Gasthof "Deutscher Kaiser". Weil Großmutter Schneider dort nicht angetroffen wurde, wagte es Angelika Loske mit der Tochter am Sonntag 22.7.45 über den Feldweg nach Protzan zu gehen und zu schauen, ob sich die Oma da befand und was sich dort im Dorf zwischenzeitlich ereignet haben mochte.

Von hinten schlich man sich vorsichtig durch die Scheune auf den Hof Schneider und war glücklich, die Großmutter einigermaßen wohlbehalten dort anzutreffen. Sie war den weiten Weg zu Fuß zurückgelangt in ihr Altenteil, drei Zimmer im oberen Stockwerk des Wohnhauses. Der Pole Kita, den sie bei ihrer Rückkehr als den "neuen Herrn" des Hofes antraf, hatte es ihr "großzügig" erlaubt.

In allen Gehöften und den meisten Häusern hatten sich als neue Besitzer Polen eingenistet. Denn als am Donnerstag vorher die Protzaner unten aus ihrem Dorf in Richtung Frankenstein getrieben wurden, waren sofort die Polen von der anderen Seite ins Dorf gekommen. Sie waren in die leerstehenden, unverschlossen gebliebenen Häuser und Gehöfte der vertriebenen Deutschen eingedrungen, hatten alles in Besitz genommen, nach Wertsachen durchwühlt, hatten geplündert und saßen jetzt als die neuen Herren in den Höfen. Doch um das Vieh, das die deutschen Besitzer in den Ställen zurücklassen mussten, hatten sich die neuen "Herren" kaum gekümmert. Die Tiere hatten Hunger und bei der sommerlichen Hitze unendlichen Durst. Nur die Schweine und Hühner waren von den Polen einigermaßen versorgt worden! So mussten selbst die Tiere leiden.

Es herrschten unvorstellbare Zustände.

Am Sonnabend den 28.7.45 kehrte Hans Schneider mit seiner krebserkrankten Frau aus Neisse zurück, aber nicht nach Protzan. Sie gingen zu ihren Eltern Familie Martin in Groß-Olbersdorf, auf deren Hof.

Nach und nach kamen auch andere Protzaner aus Neisse zurück. Es waren wohl jene, die man auf Bitten von Pfarrer Kliche freigelassen hatte.

Die Weizenernte stand an. Die neuen Herren, die Polen, verstanden nicht mit den Landmaschinen umzugehen, eine nach der anderen war bereits ausgefallen. Es wurde nichts repariert. Die Deutschen mussten Knechtsarbeit verrichten, bekamen aber kaum etwas zu essen. Aus Polen kamen Erntehelfer, junge Polen, die mit der Sense mähten, nicht nur auf dem Hof Schneider. Dort konnte auch der alte Herr Gröger, der die rechte Hand von Hans Schneider gewesen war, an der Misere nichts ändern, obwohl seine Hilfe von dem Polen Kita, weil der von Landwirtschaft nichts verstand, sehr gefragt war.

Die polnischen neuen Herren verkauften in Frankenstein das, was sie nicht gesät hatten. Mit ihren nachgeholten Familien trugen sie die Kleider der Deutschen und schliefen in den Betten der vertriebenen Eigentümer. Man schlachtete deren Schweine, aß und trank und feierte tüchtig. Die polnischen Kinder drehten staunend an Lichtschaltern und Wasserhähnen und brachten Läuse mit. Abends wurde über dem Tisch der enteigneten Deutschen im Haar der Kinderköpfe gejagt.

Viele der aus Neisse, Wiesau und Tannenberg in ihr Dorf zurückgekehrten Protzaner wurden von den eingedrungen Polen nicht mehr in ihre Höfe oder Häuser eingelassen, sie durften nicht mehr in ihrem Eigentum wohnen. So auch der alte Bruno Welzel, in dessen Haus sich die polnische Miliz eingenistet hatte. Der alte Mann fristete sein Dasein bei der kinderreichen Familie Schumann in deren Häuschen am Teich bis zu seinem Tod Ende des Jahres. Er wäre verhungert, hätten nicht die Töchter Langnickel unter eigener Gefahr manchmal etwas Essbares zu ihm hinüber "geschmuggelt". Auch die Witwe des getöteten Lehrers Winkler durfte mit ihren acht Kindern nicht mehr in ihre Wohnung in der Schule, in die jetzt ein polnischer Lehrer einzog. Familie Winkler musste in zwei Zimmer des Auszughauses vom Hof Zwiener ziehen.

Lassen wir nochmals Karl Zwiener erzählen:

"Wir bekamen von dem Polen, der sich jetzt Besitzer unseres Hofes nannte, eine Stube zugewiesen. Wir sahen, dass er wie die zwei anderen Polen Vaters Sachen anhatte. In Vaters Sonntagssachen gingen sie in den Kuhstall und wir mussten ein freundliches Gesicht dazu machen. Wir hatten Bettzeug, das wir vor dem Weggang versteckten, wiedergefunden. Als die Polen es merkten, nahmen sie uns sofort einen Teil weg. Alles andere Versteckte hatten sie bereits gefunden, außer unseren Wintersachen. Die brachte ich dann auf eine unserer Pappeln, welche uns schon als Kinder in 20 m Höhe ein Versteck geboten hatte. Mein Vater musste sich um die Ernte kümmern und die inzwischen kaputten Geräte und Maschinen reparieren. Wir brachten die Ernte innerhalb von vier Wochen ein.

Danach am 13. September 1945 wurden wir von 6 Milizsoldaten früh um 6 Uhr innerhalb 5 Minuten abgeholt. Ungewaschen, ungekämmt, nüchtern, ohne jedes Gepäck mussten wir von Zuhause fort. Ich griff mir im Hinausgehen noch schnell eine Decke, das trug mir einen Kolbenhieb ein, aber die Decke habe ich gerettet. Wir wurden bis Mittag in einem Kohlschuppen eingesperrt. Dann wurden wir mit 13 anderen Protzanern nach Frankenstein auf den Bahnhof gebracht. Bis 7 Uhr abends wurden wir dort bewacht, sogar wenn wir austreten gingen. Und wir durften mit niemand sprechen bis wir dann im Viehwaggon saßen. Jetzt kümmerte sich niemand mehr um uns. Wir wussten nicht, warum man uns geholt hatte und wohin die Reise gehen sollte. Durch Schlitze im Waggon konnten wir im Vorbeifahren noch einen traurigen Blick auf unser Dorf werfen. Bei einem Halt in Reichenbach stiegen wir alle aus; die Männer hatten die Waggontüren aufgebracht. Jemand hatte Bekannte in Reichenbach zu denen wir alle gingen. Aber wir mussten uns beeilen, denn Deutsche durften sich nur bis 20 Uhr auf der Straße aufhalten. An diesem Abend aßen wir den ersten Bissen dieses Tages."

Am nächsten Morgen liefen Zwiener zu Verwandten nach Langenbielau, wo sie unter unsäglichen Umständen ihr Leben fristeten. Sie mussten sich bis zur endgültigen Vertreibung mit den deutschen Einwohnern von Langenbielau wie diese so recht und schlecht durchschlagen. Die Wintersachen, den einzigen gebliebenen Besitz, konnte Karl mit Hilfe der Familie des Malers Neißner später aus der Pappel holen als man heimlich zur Beerdigung der aus Grochau stammenden Tante nach Protzan kam. Die Tante, gelähmt durch einen Unfall auf Zwiener Hof, war im Frankensteiner Krankenhaus verstorben.

Auch Familie Pauli, als sie endlich und von den Polen unerwartet, nach ihrem langen Fußmarsch von Neisse zurückkam, durfte auf ihrem Hof nur in zwei Zimmer der Wohnung ihres Schweizers, wie wir damals die Melker nannten, einziehen. So schliefen sie dann in den Betten der Familie Beinlich und kochten in deren Töpfen. Das große Wohnhaus des Hofes Pauli war voll von Polen, aber das Getreide war nicht geerntet, es war umgeknickt und die Körner bereits 10 cm ausgewachsen. Im Gegensatz zu den anderen deutschen Bauerngehöften, die durch polnische Familien von wer weiß woher in Besitz genommen worden waren, hatte man das Gut Pauli zu Staatsbesitz mit Verwalter gemacht.

Die Schwestern Lenchen und Martl mussten dann kochen. Das bedeutete: etwa 60 Personen täglich irgendwie "satt machen" mit Mehl aus dem ausgewachsenen Getreide, Salzkartoffeln und einer süßsauren Sauce; Rübensirup war genug vorhanden. Die Verwalter wechselten mehrmals und von deren Gnade und Wohlwollen hing das Schicksal der deutschen "Untergebenen" ab. Wegen einer vergrabenen Kasette, die Paulis zu retten versuchten, mussten die Eltern Pauli ihren Hof verlassen. Die älteste Tochter Hilde, verheiratet in Wiesenthal bei Heinrichau, nahm sie auf. Die Töchter Lene und Martl durften auf dem elterlichen Hofgut bleiben; Herr Pfarrer Kliche hatte es bei dem polnischen Verwalter durch sein Bitten erreicht. Sie sollten aber eine "Aufenthaltsbescheinigung" beibringen, genau wie die Familie Beinlich, bei deren Rückkehr nach Protzan! In des Melkers Beinlich Wohnung hauste ja schon Familie Pauli.

"Aufenthaltsgenehmigungen" (für Deutsche!) wurden von den Polen in Frankenstein ausgestellt. Das Amt befand sich in der Hutfabrik. Martl und Lenchen Pauli warteten dort in einer langen Schlange. Zufällig wurden sie da von Frau Dr. Maria Pohl, geb. Jäkel, der Tochter unseres Lehrers Jäkel aus Protzan, gesehen. Frau Dr. Maria Pohl war in dem Amt als Dolmetscherin von den Polen verpflichtet worden. Sie hatte Slawistik studiert und war darum des Polnischen mächtig. Nun warnte sie die Pauli-Schwestern: "Verschwindet schnell und lautlos aus diesem Haus, seht zu, daß ihr zurück nach Protzan kommt, denn von hier geht's ins Niemandsland! Von hier kommt niemand mehr nach Hause!" So gewarnt, gelang es den Pauli-Schwestern von jenem polnischen "Amt" nach Protzan zu entkommen.

Der Familie Beinlich, da ungewarnt, war das nicht beschieden. Sie waren in die polnische Falle geraten. Es wurden von den Polen anscheinend schon keinerlei sogenannte "Aufenthaltsgenehmigungen" für Deutsche mehr ausgestellt, denn Beinlichs wurden bereits zu diesem Zeitpunkt per Bahn in Viehwagen an die "Grenze" Lausitzer Neisse transportiert. (Familie Zwiener war dem gerade noch entkommen.) Die Wagen waren mit Ketten verschlossen und kamen auf ein Abstellgleis wo man sie mit den Menschen darin einfach stehen ließ.

Endlich, nach zwei Tagen, konnten sich die eingesperrten Menschen aus den Viehwaggons befreien. Daß sich niemand um die einfach "abgestellten" Menschen kümmerte, lag wohl daran, daß man in den alliierten Besatzungszonen, hier der Russischen, noch nicht vorbereitet war zur organisierten Aufnahme der "human" Vertriebenen. Familie Beinlich kam zu Fuß den weiten Weg zurück nach Protzan, fand aber keine Aufnahme mehr. Auch Familie Beinlich kam dann in Wiesenthal bei Hilde Göbel unter. Die Polen wüteten aber auch dort. Hilde Göbel war zweimal von den Polen abgeholt worden und wurde grün und blau geschlagen.

Es war überall schlimm mit den polnischen Übergriffen auf die Deutschen.

In Protzan musste auch Frau Reimann mit ihren Kindern wegen "Diebstahl" ihren Hof, ihr Eigentum wieder verlassen. Sie hatte versucht aus einer Truhe, die die Polen noch nicht gefunden hatten, einen Teil ihrer guten Wäsche von ihrem Gehöft zu einer Verwandten im Dorf zu bringen. Das war beobachtet und dem neuen Herrn, dem Polen auf Reimanns Gehöft, gesagt worden.

Frau Reimann wurde aus Wut über ihr Vergehen von dem Polen die Treppe hinunter gestoßen. Dabei brach sie sich mehrere Rippen, kaum dass ihr Armbruch, den sie sich in Neisse zugezogen hatte, abgeheilt war. Die herbeigerufene polnische Miliz jagte sie mit ihren kleinen Töchtern unter Waffengewalt aus ihrem Eigentum. Die Familie hauste dann unter primitivsten Umständen, so wie Frau Winkler mit ihren Kindern, im Auszughaus des Gehöftes Zwiener.

Einigermaßen verschont von all dem blieb die Familie des Bahnwärters Dierich, da sie abseits im Bahnwärterhäuschen an der Staatsbahn zwischen Groß-Olbersdorf und Protzan wohnte. Zu ihrem Dorf Protzan hielten die halbwüchsigen Söhne den Kontakt. Wenn es für sie im Dorf wegen der Polen dort brenzlich wurde, gelang es ihnen doch immer, flink heimzukehren. So wie sie später im September Hans Schneider Unterschlupf gewährte, hat Frau Dierich mehrfach geflohene deutsche Soldaten in ihrer Waschküche und im Heu versteckt, damit sie der russischen Gefangenschaft entgingen. Die Waschküche hatte ein Fenster durch welches man sich bei nahender Gefahr schnell in die umliegenden Getreidefelder entfernen konnte. Frau Dierich, die damit ihr Leben riskierte, suchte zu verhindern, dass ihre Kinder etwas merkten. Den älteren blieb aber das gütige Handeln der Mutter nicht verborgen.

Das alles sind nur einige Beispiele des Geschehens damals im Sommer 1945 in Protzan.

### Der Mord an Hans Schneider

Es war am 23.9.1945, dem 66.Geburtstag der Großmutter Schneider. Nach der Rückkehr aus Neisse hatte ihr Sohn Hans seinen Hof in Protzan nicht mehr zu betreten gewagt. Er hielt sich mit seiner Frau bei seinen Schwiegereltern Martin in Groß Olbersdorf auf. Auch da waren inzwischen Polen auf jeden Hof gekommen. Bei Martin waren es vertriebene polnische Bauersleute aus dem Raum Lemberg. Mit denen konnte man einigermaßen umgehen.

In Protzan hielt sich seit einiger Zeit ein Pole auf, ein schon vom Typ her äußerst unangenehmer, geschneigelter Mensch, Typ Stutzer. Es schien ein Schnüffler vom polnischen Geheimdienst zu sein, der nach "Nazis" suchte. Er belästigte besonders Angelika Loske immer wieder mit hinterhältigen Fragen nach ihrem Mann, meinte aber wohl den Bruder Hans Schneider. Deshalb warnte man Hans Schneider, in dem man seinen kleinen Neffen nach Gr.Olbersdorf schickte. So gewarnt hielt sich Hans Schneider seit einigen Tagen bei der kinderreichen Familie Dierich im Bahnwärterhäuschen zwischen Olbersdorf und Protzan versteckt.

Weil aber seine Frau am 22.9. Geburtstag hatte, wagte er es, zu ihr auf den Hof Martin zu gehen. Das wurde ihm zum Verhängnis, denn der Hof Martin wurde wohl überwacht. Dort in Groß Olbersdorf wurde Hans Schneider von der polnischen Miliz aus Protzan am 23.9.45 gefangengenommen und mit einem Pferdewagen abtransportiert. Hans Schneider war im Juni von den Russen schon im Keller des Rathauses in Frankenstein einige Tage gefangen gehalten und furchtbar zusammengeschlagen worden. Aus dieser Erfahrung heraus versuchte er mit einem Sprung vom Wagen der polnischen Miliz zu entfliehen. Diese schossen auf ihn. Getroffen durch einen Bauchschuss schleppte sich Hans Schneider in einen Stall in Gr. Olbersdorf und verkroch sich da. Die Polen holten ihn heraus, warfen

den Angeschossenen wieder auf den Wagen und donnerten im Galopp mit dem Schwerverletzten über den holprigen Feldweg nach Protzan zum Haus Welzel, in dem sie ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Dort sperrten sie den tödlich verwundeten Hans Schneider im Holzschuppen ein.

Seine Frau Marthel war dem Wagen von Olbersdorf aus zu Fuß gefolgt. Sie schlich sich von hinten an den Schuppen und konnte durch die Holzwand unter eigener Gefahr noch ein paar Worte mit ihrem Mann wechseln. Dann lief sie verzweifelt den Feldweg hinten am Dorf entlang zum Schneider-Hof und berichtete weinend ihrer Schwiegermutter, Schwägerin und deren Kindern was geschehen war.

Die Polen ließen den sterbenden Hans Schneider hilflos in dem Schuppen liegen. Eine junge Protzannerin, Liesel Schönig, die zusammen mit Evamarie Winkler der polnischen Miliz den Haushalt führen musste, ging unter dem Vorwand Feuer-Holz für den Herd holen zu müssen, zu dem Schuppen. Sie hörte das Stöhnen des Sterbenden und fragte, wer da wäre. Hans Schneider nannte durch die Bretterwand seinen Namen und gab ihr noch Grüße an seine Angehörigen auf.

In der Nacht vom 23. zum 24.9.45 wurde der Tote von der polnischen Miliz heimlich zum Friedhof gebracht und dort vergraben. Die neben dem Kirchhof wohnenden deutschen Schwestern vom Orden der Boromäerinnen hatten das Kommen eines Wagens bemerkt und Pfarrer Kliche herbei gerufen, weil sich auf dem Friedhof etwas täte. Aber selbst der doch katholische, deutsche Pfarrer wurde von der polnischen Miliz unter Drohungen verjagt. Er fand am nächsten Morgen nur eine aufgewühlte und frisch mit Grassoden abgedeckte Fläche an der Friedhofsmauer hinter der Sakristei.

Hans Schneider liegt noch heute so verscharrt auf dem Friedhof in Protzan.

## Herbst und Winter

Auch Hubert Winkler, ein weiterer Sohn des von den Polen getöteten Lehrers Gustav Winkler, wurde später zusammen mit dem wohl aus Schräbsdorf stammenden Dr. Kaps von der polnischen Miliz im Haus von Bruno Welzel im Keller gefangen gehalten. Seine Schwester Evamarie, die für die Schergen ihres Bruders arbeiten musste, hörte oft die Schreie der zwei Gefangenen, wenn diese mißhandelt wurden. So musste sie auch mit ansehen, wie Hubert Winkler und Dr. Kaps aus dem Keller heraufgerufen und dann von den Polen die Treppe wieder hinunter gestoßen wurden. Die wenig später einsetzende Erblindung von Hubert Winkler ist ganz sicher auf diese Misshandlungen zurückzuführen.

Doch auch für eine Familie der polnischen Eindringlinge gab es in diesem Herbst einen schweren Schicksalsschlag. Die 15jährige Tochter der Polen im Gehöft Günther kam bei einem Verkehrsunfall auf der Chaussee um. Sie wurde auf dem Fahrrad durch ein russisches Militärfahrzeug getötet. Das Mädchen war die erste polnische Tote, die auf unserem Friedhof beerdigt wurde. Im Kirchenbuch wurde sie von Pfarrer Kliche zwischen unseren Toten eingetragen.

Die Arbeiten der Kartoffel- und Rübenernte und die nachfolgende herbstliche Feldbestellung hatten die Deutschen fast allein durchgeführt. Die Polen als "Herren" verkauften nur die Erträge. Weihnachten hatten wir zwei Tote zu beklagen. Am 18.12. starb Liesel Gargosch geb. Überall, erst 30 Jahre alt. Sie war im 6.Monat schwanger und bekam dadurch Schwierigkeiten. Unsere Schwestern, die Nonnen, sorgten dafür, dass sie ins Krankenhaus der barmherzigen Brüder nach Frankenstein kam. Dort ließ man sie im ungeheizten Raum, unzugedeckt, kaum versorgt liegen. Sie war ja nur eine Deutsche! Wäre Liesel Gargosch richtig ärztlich versorgt worden, brauchte sie nicht mit ihrem ungeborenen Kind zu sterben! Ihr Mann war noch in Kriegsgefangenschaft. Die drei kleinen Kinder, die sie hinterließ, mussten jetzt von Oma Überall übernommen werden. Kurz vor Weihnachten wurde Liesel Gargosch beerdigt.

Am Hl. Abend war die Beerdigung von Karl Pauli. Er war am 21.12.45 durch einen Unfall mit einem jungen Bullen umgekommen. Es war ein bedrückendes Weihnachtsfest in jenem Jahr 1945, sieben Monate nach Kriegsende, bedrückend für alle Deutschen, die das Unglück hatten, unter "polnische Verwaltung" geraten zu sein. Dennoch versuchte man das Fest der Geburt Christi zumindest in der Kirche feierlich zu begehen. Mancher Deutsche in Protzan hatte das erste und einzige Mal in seinem Leben einen "gestohlenen" Weihnachtsbaum. Er war heimlich aus dem Wald vom Gumberg geholt worden.

Mit wenig Hoffnung sah man in das neue Jahr 1946.

Die Deutschen mussten den neuen polnischen Herren ohne Entgelt die Arbeit machen und bekamen kaum etwas zu essen, etwas Brot mit Sirup, Kartoffeln mit Viehsalz, das war schon viel! Sie mussten hungrig zusehen wie ihre Schweine, ihr Geflügel von den Polen geschlachtet und gegessen wurde. Ganz schlimm war es für Frauen, die kleine Kinder hatten und nicht für irgendwelche Polen arbeiten konnten. Sie standen vor fast unlösbaren Problemen, ohne ihre Männer, ohne Geld, nur heimlich von anderen Deutschen im Rahmen des Möglichen oder besser Unmöglichen etwas unterstützt. Wer spricht heute noch von den tapferen Müttern?

Für Deutsche gab es in keinem Geschäft mehr etwas gegen Reichsmark zu kaufen. Aber welcher Deutsche hatte Zloty? Die besaßen nur die Polen. Es wurde gehungert und gefroren. Im bitterkalten Winter wurde noch lange das Getreide für die Polen gedroschen, die das Korn verkauften und allein vom Erlös profitierten. Bindeschnur für die Dreschmaschinen gab es nicht. Die Deutschen mussten das Stroh mit bloßen, steifgefrorenen Händen in alte Schnüre knüpfen.

Ahnungslos zwischen Hoffen und Bangen lebten und arbeiteten die Deutschen, nichts wissend von einem "Potsdamer Abkommen". Man hielt fest zusammen und half sich untereinander wo es ging und so weit es unter den wachsamen Augen der habgierigen Polen möglich war. Alle trugen stolz ihre von den Polen "verordnete" weiße Armbinde mit dem schwarzen "N" für Niemski /Deutsch und hofften, dass die Polen eines schönen Tages wieder verschwinden würden.

Auch in Protzan hatte 1939 niemand einen Krieg gewollt!

Konnte die Welt da solches Unrecht zulassen? Unvorstellbar!

## Die endgültige Vertreibung

Die ersten Gerüchte tauchten auf über die bevorstehende "Aussiedlung" der deutschen Bevölkerung östlich von Oder und Neisse. Jetzt hoffte man, daß es sich zumindest um die Glatzer Neisse handle. Später hörte man dann, dass die deutschen Bewohner dieses und jenes Dorfes in Güterzügen abtransportiert worden waren. Nur wohin, das wusste man nicht. Auf den meisten Höfen sorgten die Deutschen noch für eine ordentliche Frühjahrs-Feldbestellung. Den Ton gaben die Polen an. Sie genossen es, zu befehlen. Bis zuletzt für sein Eigentum sorgend, nahm man das hin. Die Protzener wussten noch nicht, dass nur die Fremden, die Polen, ernten würden, man ahnte es, aber man hoffte noch immer.

Nun ging es auf Ostern zu. Einen Monat vor dem Fest, am 22.März holten die Polen unseren Pfarrer Georg Kliche mit einer Kutsche ab. Er teilte das Schicksal vieler Amtskollegen des Kreises Frankenstein. Die vorzeitige Amtsenthebung war wohl eine Strafe der Polen für die deutschen Geistlichen. Sie waren mit ihren Mahnungen lästig.

In Jauernig/Sudetenland, dicht an der schlesischen Grenze und nicht sehr weit von Frankenstein, auf Schloss Johannesberg, dem Sommersitz der Breslauer Fürstbischöfe, war am 6.7.1945 unser aus Hildesheim stammender, beliebter und hochgeachteter Kardinal Bertram gestorben. Die hohe deutsche Geistlichkeit am Dom in Breslau war dann durch den polnischen Kardinal Hlond, welcher päpstliche Vollmachten vortäuschte, zur Niederlegung ihrer Ämter gezwungen worden. Hlond setzte sofort polnische Würdenträger ein, ohne dazu ermächtigt zu sein. So wurde selbst die deutsche katholische Geistlichkeit nicht respektiert, noch nicht einmal durch den katholischen, selbst den höchsten, polnischen Klerus, sondern schändlich betrogen.

Pfarrer Kliche hatte mit anderen Geistlichen des Kreises Frankenstein eine Bittschrift an die Polen zu Gunsten der deutschen Bevölkerung und seiner deutschen Pfarrkinder unterzeichnet. Bevor Pfarrer Georg Kliche im Oktober 1943 nach Protzan kam, war er mit seiner Zweisprachigkeit in Alt-Laube b.Lissa im Warthegau Pfarrer gewesen. Dort hatte er seine polnischen Pfarrkinder gegen die SS verteidigt was zu seiner Ausweisung durch die Nazis im März 1942 führte. Seine Erfahrung mit den Polen in Protzan jedoch hatte ihn einmal zu der Äußerung veranlasst: "Ihr seid ja schlimmer als die SS"!

Es war am Samstag dem 13.4.1946 vor Palmsonntag, als von den Polen entlang der Straße im Dorf an Hoftoren usw. die folgenschweren Zettel angebracht wurden:

"Montag 15.4.1946 um 9 Uhr Aussiedlung der Deutschen aus Protzan mit Gepäck so viel wie man tragen kann und Verpflegung für eine Woche."

Am Palmsonntag wurde gepackt, Federbetten zu Ballen gerollt, Handwagen beladen, Wertsachen und Papiere versteckt so gut es ging. Die alten Menschen waren oft wie gelähmt, zu nichts fähig, sie waren doch hier geboren, hatten teilweise ihr ganzes Leben in "ihrem" Dorf verbracht und jetzt im Alter fortgehen müssen? Es war unfassbar. An diesem Palmsonntag feierten die Protzanner ihren letzten Gottesdienst in ihrer Kirche, der Kirche welche ihre Ahnen einst erbauten, der Kirche für welche Generationen ihrer Vorfahren Opfer gebracht hatten. Ab jetzt würde nur noch polnisch hier gebetet und gesungen werden. Den letzten Gottesdienst hielt ein deutscher Geistlicher aus Baumgarten. Pfarrer Kliche hatte neben den polnischen auch die deutschen Kinder zum Empfang der ersten heiligen Kommunion für den Weißen Sonntag vorbereitet. Für die deutschen Kinder gab es keinen festlichen "Weißen Sonntag" mehr. Viele Eltern schickten ihre Kinder an diesem Palmsonntag, dem letzten Sonntag in der Heimat zur ersten heiligen Kommunion ohne eine Feier, denn wer wusste schon wann und wo und ob es überhaupt wieder eine Möglichkeit geben würde, einen Gottesdienst zu feiern?

### Die Fahrt in den Westen

Am Montagmorgen dem 15.4.1946 um 9 Uhr traten die Protzanner mit ihrem Gepäck, den beladenen Handwagen, Rucksäcken und Taschen, wieder wie im Juli 1945, hinaus auf die Dorfstraße. Jetzt, fast ein Jahr nach Ende des Krieges, mussten sie endgültig ihren Besitz, die Familiengräber, das Land ihrer Ahnen, ihr schönes Heimatdorf verlassen. Doch einen kleinen Teil der Protzanner, z.B. die in den Nickelwerken arbeitenden oder den Bäckermeister Mälzig hielten die Polen noch da, sie konnten deren Arbeitskraft noch nicht entbehren. Was mögen die Festgehaltenen empfunden haben, als die anderen fortgetrieben wurden und sie als kleiner Haufen unter den Polen zurückbleiben mussten? So schwer das Fortmüssen war, aber weiter unter der Polenherrschaft leben?

Wieder wurden die Protzanner in langem Zug zu Fuß von der bewaffneten polnischen Miliz die Straße entlang getrieben, am letzten Haus von Tischler Alber vorbei in Richtung Frankenstein. Ein letzter trauriger Blick zurück auf Dorf und Kirche, das vertraute Bild der Heimat, alles was man liebte, vorbei. Die polnische Miliz mit den viereckigen Mützen treibt weiter, weiter. Im Hotel Elephant, dem Sitz der



Miliz in Frankenstein, wurden alle Deutschen registriert und bekamen die Nummer eines Viehwaggons zugeteilt. Als die Protzener im "Elephanten" einzogen, wurde er gleichzeitig von Deutschen aus Kleutsch und anderen Dörfern Richtung Bahnhof zwecks Abtransport verlassen. Die polnische Organisation klappte vorzüglich! Das sonst angezweifelte Organisationstalent der Polen verdient hier ein großes Kompliment, die Vertreibung der Deutschen war von langer Hand bestens organisiert! Die Nacht verbrachte man im Tanzsaal auf dem Fußboden liegend. Dienstagmorgen, vor der Verladung mussten alle zu Fuß mit dem Gepäck zur "Kontrolle" in den leeren Hallen der am Bahnhof gelegenen Füllhalterfabrik Haro antreten. Die "Kontrolle" der Polen bestand darin, den Deutschen noch möglichst viele Wertsachen abzunehmen. Nachdem der durchwühlte, nochmals kleiner gewordene, letzte Besitz wieder mühsam zusammengepackt war, ging es zu den bereitstehenden Viehwaggons.

Auf jeden Viehwagen waren etwa 31 bis 32 Personen eingeteilt worden. Man saß zwischen dem Gepäck, hinlegen war da nicht möglich. Am Abend verließ der Zug mit den Deutschen aus Protzan und einem Teil aus Groß Olbersdorf die Kreisstadt Frankenstein. Es war kalt.

Nachts stand der Zug lange in Liegnitz. Da wussten die Vertriebenen wenigstens, dass es wirklich westwärts ging!

In Kohlfurth wurde der Transport von den Engländern übernommen. Alle waren zutiefst erleichtert, obwohl die Begrüßung nur aus einer ersten Entlassung bestand. Aber das Rote Kreuz war da und versorgte wenigstens die Säuglinge notdürftig. Es war der 17.4.1946, Mittwoch. Immer wieder stand der Zug lange irgendwo. Dann holte man an der Lokomotive heißes Wasser und versuchte an den Gleisen auf einem zwischen zusammengestellten Steinen entfachten Feuerchen eine Suppe aus Gries, Mehl oder Nudeln zu kochen. Oft genug mussten alle auf Pfeifen des Lokführers schnell wieder mit ihrem Topf in den Zug einsteigen ehe das "Süppchen" gar war. Dazu aß man von den noch zuhause hartgetrockneten Brotstückchen. Frierend, im Sitzen schlafend, ungewaschen ging es weiter durch die kalten Nächte.

Bei einem Halt in Sachsen stieß Gerhard Schneider, der Besitzer des Gasthofes "Deutscher Kaiser" in Groß Olbersdorf, auf den Transport in dem sich auch seine Familie befand. Er hatte hier, wo alle "Vertriebenen-Transporte" aus irgendwelchen Gründen anhalten musste, immer gewartet und die Menschen in den Waggons gefragt woher sie kämen, bis zu diesem Tag. Jetzt fuhr er weiter mit. Die Freude der Familie war groß, wusste man doch bisher nichts über seinen Verbleib. Gerhard Schneider hatte so wie viele andere versucht nach der Entlassung aus der Wehrmacht nach Schlesien, nachhause, durchzudringen. Es war alles vergeblich, denn die Polen ließen keine Deutschen mehr nach Schlesien heimkehren.

Es wurde Gründonnerstag, dann Karfreitag der 19.4.1946. Lange stand der Zug wieder, man sah nur Gleise, Gleise. Einige junge Burschen liefen über die Gleise um nachzusehen, wo man sich befand. Es war Magdeburg. Am 20.4.1946 Ostersonntag kam der Transport im Lager Mariental bei Helmstedt an. Die englische Besatzungszone war erreicht. Hier wurden alle, jetzt von Deutschen, registriert. Es folgte die zweite Entlassung (1x flitsch, Pulver in Halsausschnitt und Haare, 1x flitsch, Pulver in den Hosen- oder Rockbund) und dann gab es endlich eine warme Suppe und in den Sälen ein Bett!

Es war Ostern, der 21.4.1946. In den friedlichen Dörfern läuteten die Osterglocken. Nicht aber für die Vertriebenen auf ihrer Reise in eine ungewisse Zukunft. Sie wurden weiter westwärts transportiert, aber jetzt im Personenzug! Am Nachmittag des Ostersonntags hielt der Zug in Schandelah, einem Dorf bei Braunschweig. Man setzte sich am Bahndamm in die Sonne, einige Mutige liefen ins nahe Dorf und kamen begeistert zurück: In Schandelah konnte man Limonade kaufen, für Deutsches Geld!

Ja, man befand sich wieder allein unter Deutschen. Es gab keine Angst mehr und keine weiße Armbinde mit schwarzem "N" für Niemski (Deutsch). Man war aus der Heimat vertrieben, aber frei!

Am Abend des Ostersonntags erreichte der Zug mit den Vertriebenen das Lager Poggenhagen bei Wunstorf. Die Bahnreise war beendet. Das Gepäck, die letzte Habe der Vertriebenen wurde ausgeladen. Drei oder vier Bauern aus der Umgebung warteten mit ihren Pferdegespannen um alles vom Bahngleis in das Lager zu den Zelten zu befördern, die den Vertriebenen zugewiesen wurden. Die Zelte hatte man auf blankem Boden "liebervoll" mit Stroh eingeschüttet. Decken gab es nicht. Der Transport des Gepäcks zu den Zelten zog sich in die Länge. Das wenige der einzelnen war doch in der Masse zu viel. Nach der Fütterzeit am Abend, es war ja Ostern, war nur noch ein ausdauernder, mitleidiger Gespannführer mit seinen Pferden da, der gegen Mitternacht das letzte Gepäck in das Lager beförderte. In der Nacht gab es wieder Frost. In den Zelten zitterten sich die Erschöpften frierend in den Schlaf.

Am Ostermontag herrschte Feiertagsruhe im Zeltlager. Die Vertriebenen wärmten sich in der Sonne für die nächste kalte Nacht. Osterdienstag, den 23.4.1946 arbeitete die Lagerverwaltung wieder und die Schlesier aus dem Kreis Frankenstein wurden auf Dörfer im Kreis Neustadt am Rügenberge aufgeteilt.

In Schlesien, daheim, hatte wohl keiner je von der Existenz dieses Kreises gehört. Lüneburger Heide, ja das war ein Begriff, aber Poggenhagen und Neustadt am Rügenberge? Es wußte daher kaum einer geographisch einzuordnen, wo er sich jetzt befand, denn niemand besaß zu diesem Zeitpunkt eine Landkarte. Die Namen der Dörfer auf die man eingeteilt wurde, waren jedem vollkommen fremd. Man wusste nur, dass man jetzt irgendwo in der Gegend von Hannover war. Da galt es für die Familien hauptsächlich, dass sie mit weiteren Angehörigen und Freunden einigermaßen zusammen bleiben konnten. Auf offenen Lastwagen wurden die Schlesier dann mit ihrer letzten Habe in die Dörfer befördert, nach Borstel, Dudensen, Eilvese, Nöpke, Lutter, Bevensen. Beim Gehöft des Bürgermeisters wurden sie abgesetzt. In der Bürgermeisterei erhielt jeder sein Quartier zugeteilt. Winzige, fast leere Kammern, auf Bauernhöfen oft die Knechtekammern über oder neben dem Vieh, Ofenrohr zum Fenster hinaus, so sah es meistens aus, das Domizil der Vertriebenen für die nächsten Jahre.

Das Elend, die Probleme vor denen jeder stand, sind gar nicht aufzuzählen.

Das restliche Geld, die noch mitgebrachten Reichsmark, waren bald aufgebraucht. Für die Guthaben auf ostdeutschen Bank- und Sparkonten, selbst wenn man die Sparbücher noch besaß, traten die westdeutschen Bankinstitute nicht ein. Flüchtlinge und Vertriebene erhielten über die provisorischen deutschen Behörden eine "Soforthilfe". Diese geringen Geldbeträge reichten kaum aus um das wenige zu kaufen, das es auf die Lebensmittelkarten gab. Die "Raucherkarten" auf welche es Zuteilungen von Zigaretten und Tabak gab, wurden von den Nichtrauchern zur Aufbesserung der knappen Finanzen auf dem "Schwarzen Markt" der Städte verkauft oder in dringend benötigtes eingetauscht. Bis zur Währungsreform im Sommer 1948 gab es nichts regulär zu kaufen. Man konnte nicht einfach hingehen und sich etwa einen Stuhl, einen Herd, ein Bett kaufen. Für die Überflusgesellschaft von heute, in der sich die Firmen mit der Werbung für ihre Produkte überbieten, ist das unvorstellbar. Die Vertriebenen waren damals auf das angewiesen, was ihnen die Einheimischen abtraten. Und die Lebensmittel- und Raucherkarten bekam man nur, wenn man arbeitete. Auch für die kleinste Kammer musste Miete bezahlt werden, Wasser war gewöhnlich frei, denn meistens musste man es sich von der Handpumpe holen und das Licht wurde sowieso abends für mehrere Stunden von den E-Werken abgeschaltet, es war "Stromsperre" im geschundenen Nachkriegs-Deutschland. Gekocht und geheizt wurde recht und schlecht mit Holz oder Torf. Die "Flüchtlinge", wie man sie allgemein nannte, arbeiteten bei den "Einheimischen", meist bei den

Bauern in den Dörfern für Lebensmittel. Sie arbeiteten schwerer, für weniger Entgelt und unter sehr viel schlechteren Wohnverhältnissen als später die "Gastarbeiter" in der BRD. Jeder der "Flüchtlinge" konnte seine eigene Geschichte über die Art der mehr oder weniger freudig-freundlichen Aufnahme durch die Einheimischen in Rest-Deutschland erzählen.

Die am 15.4.1946 von den Polen noch in Protzan zur Arbeit festgehaltenen wurden auf ähnliche Weise am 19. August 1946 mit einem späteren Transport nach Westdeutschland "verfrachtet". Auch sie kamen zuerst nach Frankenstein in den "Elephanten".

Martl Pauli erzählt:

"Manche Söhne der Bauern setzten ihre Väter vorher unter Alkohol, um ihnen den Abschied von Protzan, von ihren Höfen und allem Hab und Gut zu erleichtern. Unser Reiseproviant waren ein Eimer Sirup und ein Eimer saure Gurken. Im "Elephanten" wurden wir alle von den Polen noch ordentlich "gefilzt". Diese "guten Katholiken" achteten nicht einmal die Nonnen. Unserer alten Schwester Odonna wurde sogar der Po untersucht und der 89 jährigen Frau unseres Kantor Holunder ebenso. Dann kamen etwa 35 Personen, Alte, Kranke und das Gepäck in recht kleine Viehwagen. Als der Zug in Richtung Gnadenfrei an unserem Dorf vorbeifuhr, war kein Laut im Wagen zu hören."

Der in Kunzendorf untergetauchte Georg Deckert hatte sich "illegal" in den Transport eingeschlichen und erreichte mit ihm als blinder Passagier Westdeutschland. Auch bei diesem Transport erfolgte die "humane Aussiedlung" tagelang ohne Verpflegung, ohne Wasser, ohne Klo. Das hieß: bei Zugstopp schnell hinaus aus dem Waggon und schnell die Notdurft unter den Augen der anderen neben dem Zug verrichten, immer in der Angst, der Zug könnte plötzlich weiterfahren. "Die Ankunft im Westen war mehr als spaßig, wir wurden von Soldaten entlauset. Unser Anblick danach war schlimm, Haare und Kleider alles grau in grau vom DDT-Pulver. Wir fühlten uns wie Tagediebe", so Martl Pauli, "wir waren ungepflegt und dreckig, von Kämmen und Zahnbürsten hatte man uns ja schon in Protzan "befreit", und jetzt noch diese Entlausung."

Auch dieser Transport mit Protzanern kam über Mariental, aber dann nach Siegen in die Kaserne am Wellersberg. Hier wurde er aufgeteilt. Ein Teil der Vertriebenen blieb in Siegen und Umgebung, ein Teil kam nach Meschede. Der dritte Teil mit Protzanern kam am 24.8.1946 in Laasphe an.

Hier in Bad Laasphe leben noch heute viele Protzaner.

Familie Zwiener wurde unter ähnlichen Umständen mit den Deutschen aus Langenbielau vertrieben. Karl Zwiener erzählt es so:

"Zuerst wurden alle Deutschen registriert. Dann kamen Männer mit Listen, die Bescheid gaben, wer an die Reihe kam. Am 21.8.1946 kam der Mann mit der Liste zu uns und sagte, dass wir uns am nächsten Morgen um 7 Uhr vor unserem Hause einfinden müssten. Wir machten alles zurecht. Am nächsten Morgen regnete es in Strömen. Wir standen von 7 bis 9 Uhr auf der Straße, der Regen hielt den ganzen Tag an. Mittags kamen wir in Reichenbach an, wo wir eine Waggonnummer bekamen. Nachmittags gingen wir durch die "Kontrolle". Es wurde wieder viel "konfisziert". Uns nahm man nur einen Regenschirm weg, denn wir hatten nur noch abgebrauchte Sachen. Dann ging es zum Bahnhof. Dort warteten wir wieder im Regen bis 19 Uhr. Dann kam der Zug. Beim Einladen des Gepäcks wurden von den Polen noch Gepäckstücke unter den Waggonen weggezogen. Nachts um 2 Uhr fuhr der Zug los. In Sorau stand der Zug drei Tage. Am 2. Tag wurden junge Burschen, darunter auch ich, zum Kohlenaufladen geholt. Als der Zug nach drei Tagen nachts von Sorau abfuhr, hieß es, wir

kommen in die russische Zone. Mittags wurden wir am Übergabeort anhand von Listen gezählt und etwa 20 Leute, die sich eingeschmuggelt hatten, wurden abgeführt. Dann ging es bis Forst, das schon in der russischen Zone lag. Abends fuhren wir ab. Am nächsten Morgen erreichten wir um 7 Uhr Hoyerswerda, wo wir in das Quarantänelager Elsterhorst kamen. Es fasste etwa 15 000 Menschen. Es gab auch eine Abteilung für 20 000 deutsche Gefangene, die mit Stacheldraht von uns getrennt waren."

Der Aufenthalt in diesem Lager dauerte etwa 4 Wochen. Die Vertriebenen wurden in kurzen Zeitabständen 3-mal entlastet. Zu Essen erhielten pro Tag 5 Personen 1 Brot, 5 Esslöffel Zucker, 2,5 l Suppe. In den 4 Wochen ihres Aufenthaltes durften sie das Lager nicht verlassen. Dann endlich erhielt Familie Zwiener Papiere mit dem Bescheid, dass sie nach Wurzen in Sachsen kämen. Sie erreichten Wurzen am 27.9.46 morgens um 7 Uhr. Am Abend kamen sie dann in den Tanzsaal des Gasthauses "Drei Brücken", wo sie zwischen Stroh und Ratten weitere 5 schlimme Wochen erlebten. Dann bekamen sie im Ort Kühren vom Bürgermeister ein "Zimmer" zugewiesen, ähnlich wie es auch in der britischen Besatzungszone zugeing. Erst 1948 bekamen sie endlich in Thammenhain bei Wurzen durch Vermittlung einer Tante, Borromäusschwester aus Glatz, eine bessere Bleibe.

Familie Zwiener hatte wie einige andere Protzaner das Pech, in der sowjetischen Besatzungszone zu landen und die späteren Segnungen der DDR zu erleben. Das bekam Karl Zwiener 1950 noch zu spüren als er sich um das Studium an der Arbeiter -und Bauern-Fakultät in Leipzig bewarb: Er wurde nämlich zunächst abgelehnt, weil die Familie in Schlesien zu wohlhabend war!

Es waren für alle sehr bittere Jahre der Armut und Demütigung. Die ganze einst intakte Dorfgemeinschaft von Protzan war auseinandergerissen.

So, in alle Winde verweht, begann dann das große Suchen nach Angehörigen und Bekannten. Das war besonders schwer für die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Männer. Oft fanden sie ihre Angehörigen erst nach langer Zeit über den vom Deutschen Roten Kreuz damals eingerichteten Suchdienst.

### Die schwierige Aufnahme in Westdeutschland

Der Beschluss der Alliierten im Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 lautet, dass "die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind,..... in ordnungsgemäßer und humaner Weise" erfolgen soll. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits seit etwa 2 Monaten mörderische Vertreibungen in Ostdeutschland, dem Sudetenland und den zahlreichen anderen kleineren deutschen Siedlungsgebieten in den östlichen Nachbarstaaten im Gange. Bei Kriegsende lebten in den Reichsgebieten östlich der Oder-Neisse-Linie 9,75 Millionen Deutsche. Jene 2,14 Millionen Deutsche, die damals in Danzig, dem Memelland und Polen lebten müssen hinzugerechnet werden. So wurden mindestens 12 Millionen Deutsche, die zum Kriegsdienst eingezogenen ostdeutschen Männer nicht eingerechnet, im Osten in das Vertreibungsgeschehen verwickelt.

Vom 17.7. bis 2.8.1945 fand die Potsdamer Konferenz der Alliierten statt. Das Potsdamer Abkommen, in dem unter anderem die "humane" Umsiedlung der Deutschen aus "Polen" beschlossen worden war, wurde am 2.8.1945 unterzeichnet. Seit der bedingungslosen Kapitulation waren erst drei Monate vergangen. Jetzt musste innerhalb kürzester Zeit in Restdeutschland die Aufnahme von mehreren Millionen von der Vertreibung bedrohter Deutscher aus dem Osten organisiert werden. Diese mussten zusätzlich zu den ca. 2 Millionen bereits vor den Russen geflohenen in den "Besatzungszonen" der Sieger untergebracht werden.

Die Brücken über Oder und Neisse waren von den Polen schon ab 1. Juni 1945 für heimwärts strebende deutsche Flüchtlinge gesperrt worden. Es gab für sie keine Heimkehr mehr, kein zurück!

Der totale Zusammenbruch am 8. Mai 1945 war erst wenige Monate her. Die deutschen Städte waren durch Krieg und alliierten Bombenterror zerstört. Hunderttausende Menschen, meist Frauen mit Kindern und alte Menschen denen kaum das Nötigste geblieben war, dazu ausgehungerte, auch verwundete Kriegsheimkehrer in zerschissenen Uniformen, alle suchten eine Unterkunft. Sie hausten in den Städten in Ruinen, in denen oft noch gerade das Treppenhaus begehbar war und ganze Wände fehlten, die Fenster mit Pappe und Brettern aus den Trümmern vernagelt. So hausten sie oft ohne elektrischen Strom, ohne Wasser, denn Strom- Wasser- und Abwasserleitungen waren zerstört. Es wurde gehungert, es gab keine Kohlen und der Winter stand vor der Tür. Allerdings war den "Ausgebombten" wie man sie damals nannte, eines geblieben, etwas sehr Wichtiges, sehr kostbares: Es blieb ihnen die Heimat!

Das wenige was es auf die Lebensmittelkarten zu kaufen gab, war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Auch in großen Teilen Rest-Deutschlands war das Elend unbeschreiblich. Auf dem Land, in den vom Krieg verschont gebliebenen Dörfern hatten schon viele Menschen Zuflucht gefunden, die Heim und Habe durch den Bombenterror verloren hatten. Das bäuerliche Leben war noch intakt, die Bauern unterlagen allerdings mit ihren Produkten festgelegten Zwangsabgaben. Ansonsten waren die deutsche Verwaltung und Infrastruktur überall weitgehend zusammengebrochen. Deutschland war in "Zonen" aufgeteilt, alles lag in der Hand der alliierten Sieger, sie hatten das Sagen. Und jetzt noch das: Die Städte in Trümmern und überall Hunger und zu den bereits 2 Millionen Geflohener noch weitere, mehrere Millionen vertriebene Deutsche aus dem Osten des Reiches aufnehmen?

Wie sollte das deutsche Volk das verkraften? Die Rache der Sieger war furchtbar.

Das deutsche Volk hatte nur ganz wenige Fürsprecher: Der hohe US-amerikanische Beamte Murphy schrieb am 12.10.1945 an das State Department in Washington: Ich will für das State Department meine Sicht der Lage aufschreiben... Der ständige Fluss von Tausenden enteigneter deutscher Flüchtlinge aus den Ostgebieten hält an. Sie schleppen sich längs der Autobahn hin, tragen ihre kümmerlichen Überbleibsel von persönlichem Eigentum auf dem Buckel oder in kleinen Karren und auf Kinderwagen. Die große Masse von ihnen sind Frauen, Kinder, alte Leute in allen Stadien der Ermüdung und Erschöpfung und Krankheit. Sie bieten ein erbarmungs- würdiges Bild. Hier wird Vergeltung in einem Ausmaß betrieben, aber nicht an Parteibonzen, sondern an Frauen und Kindern, an Armen und Kranken.... Es gibt nur wenige leistungsfähige Männer in der Altersstufe von 20 bis 50. Dieses Geschehen läuft seit Wochen ohne Unterbrechung.....

Am 17. Oktober 1945 verabschiedete der Alliierte Kontrollrat einen "Ausweisungsplan". Damit begann die Phase der "kontrollierten" Vertreibung, die jedoch, wie wir, die Betroffenen erfahren mussten, keineswegs "human" erfolgte. Es sei hier die Frage erlaubt, ob eine millionenfache Vertreibung überhaupt "human" sein kann und "human" erfolgen kann. Auf jeden Fall aber verstieß die Vertreibung gegen das Völkerrecht. (s. Haager Landkriegsordnung 1907)

Nach alliiertem "Ausweisungsplan" erwartete man insgesamt 3,9 Millionen Vertriebene.

Nach Westdeutschland kamen aber statt der geplanten 2,75 Millionen dann 4 Millionen Vertriebene. Bis 1950 (es wurden endlich die meisten deutschen Zwangsarbeiter der Polen entlassen) waren es knapp 8 Millionen in Westdeutschland, mehr als doppelt so viele Menschen als der Ausweisungsplan vorsah, weil wesentlich mehr Deutsche vertrieben wurden, als die westlichen Alliierten annahmen. Es war ihnen, besonders von Stalin und den Polen, vorgegaukelt worden, der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung habe ja ohnehin schon die betroffenen Gebiete Ostdeutschlands verlassen. Das Land sei ja schon praktisch "menschenleer". Für die Durchführung der Zwangsausweisungen aus Schlesien hatte die polnische Regierung einen "Kommissar für Repatriierungsangelegenheiten der deutschen Bevölkerung" (Komisarz do Spraw Repatriacji Ludności Niemieckiej) bei der Breslauer Wojewodschaftsverwaltung eingesetzt. Die Sammel- und Übergabestellen unterstanden jedoch dem

Staatlichen Repatriierungsamt, das von dem Minister der sogenannten "wiedergewonnen Gebiete" Weisungen erhielt.

Nach einer graphischen Darstellung der Breslauer Wojewodschaftsverwaltung wurden in den einzelnen Monaten allein aus Niederschlesien im Oktober 1945 12.537 Deutsche ausgewiesen. Die Zahlen steigerten sich dann Monat für Monat. Im Juni 1946 waren es 202.972, im Juli 203.321, im August 1946 170.447. Es wurden dann langsam etwas weniger, aber im Januar 1947 waren es immer noch 47.171 Deutsche nur aus Niederschlesien von den Polen "Zwangsabtransportierte". Im genannten Zeitraum von Oktober 1945 bis Januar 1947 sind es nach den polnischen Angaben 1.452.114 Deutsche, die allein aus Niederschlesien, ihrer Heimat, in so kurzer Zeit von den Polen deportiert wurden! Wahrscheinlich lag die Zahl aber noch höher. Eine gewaltige organisatorische Leistung der Polen, so kurz nach Kriegsende!

Unter den damaligen Gegebenheiten war die Unterbringung so vieler Menschen in Rest-Deutschland, denn auch auf dem Gebiet der späteren DDR wurden 2 Millionen aufgenommen, ein Problem, das selbst unter heutigen, geregelten Verhältnissen im Wohlstand große Schwierigkeiten bereiten würde. Dazu kam, dass die Franzosen unter Verweis darauf, dass Frankreich das Potsdamer Abkommen nicht unterzeichnet habe, sich generell gegen die Aufnahme von Vertriebenen in "ihrer" Zone sperrten. In Niedersachsen z.B. gab es in den meisten vom Krieg verschont gebliebenen Ortschaften bereits Bombengeschädigte aus Hannover und Kriegsflüchtlinge etwa aus Ostpreußen. Jetzt musste für weitere zu erwartende Vertreibungsoffer Wohnraum gefunden werden. Das war unter den damaligen Gegebenheiten nicht anders möglich als entweder in Lagern (Schulen, Tanzsälen usw.) oder durch Beschlagnahme vorhandener Räumlichkeiten in Privathäusern. Die von Beschlagnahme Betroffenen empfanden das natürlich als äußerst lästig, man musste sich einschränken und es brachte Unruhe in das geregelte Leben. Mitleid mit den eher als Eindringlinge empfundenen, hielt sich in Grenzen. Es gab noch kein Fernsehen, welches die Bilder des Elends in wohligh geheizte Wohnzimmer, der vom Kriegsgeschehen verschonten deutschen Dörfer gebracht hätte, die Bilder des Elends der Deutschen im Osten, ihres Leidens unter der polnischen Knute. Es fehlten die Bilder des Elends wie sie heute das Mitempfinden mit dem Leiden der Kosovo-Albaner überall weckten. Kino mit Wochenschau gab es in den Dörfern z.B. Niedersachsens nur selten. Auch im Radio gab es wohl kaum Nachrichten über das schreckliche Geschehen im Osten Deutschlands. Die Polen ließen nichts darüber aus den von ihnen "verwalteten", das heißt annektierten, deutschen Provinzen hinausdringen. Den wenigen zugelassenen, westlichen Journalisten wurden höchstens die von Deutschen "verlassenen" (durch wilde Vertreibungen "verlassen gemachten"!) und bereits von Polen bewohnten Dörfer vorgeführt. Ansonsten war der eiserne Vorhang an Oder und Neisse bereits dicht.

Wer hatte damals in Deutschland eine Zeitung? Die Lizenzen für deutsche Zeitungen wurden durch die Alliierten erst später (fast alle 1947) erteilt. In den spärlichen Nachrichtenblättchen alliierter Herkunft stand anderes als über das Elend der Deutschen im Osten des Reiches. Außerdem hätte man damals in der allgemeinen Not wahrscheinlich alles andere gelesen, als z.B. den Aufruf von Papst Pius XII. gegen die grausame Vertreibung der Deutschen aus ihrer ostdeutschen Heimat. Ja, und da standen sie nun, ein Haufen Menschen, Frauen, Kinder, Alte und einige wenige Männer. Mit hängenden Schultern, da übermüdet, schmuddelig, da über Wochen nicht aus den Kleidern gekommen und kaum gewaschen, wahrlich kein erfreulicher Anblick und für Ahnungslose sicher wenig Vertrauen erweckend. Sie standen da und warteten z.B. in Nöpke auf der Straße und im Hof des Bürgermeisters Kahle, während jeweils der "Haushaltsvorstand" hinein ging ins Büro zum Bürgermeister, um sich ein Quartier zuteilen zu lassen. Sie warteten geduldig bis man sich mit dem Quartierschein und einer mündlichen Beschreibung, wo dieses Quartier im Dorf oder seiner näheren auch weiteren Umgebung zu finden sei, auf den Weg machte, die wenigen, dennoch schweren letzten Habseligkeiten mitschleppend. Bis dahin hockten ihre Kinder draußen vor der

Bürgermeisterei müde wartend auf den kümmerlichen Gepäckstücken, welche man nach den Plünderungen der Polen notdürftig unterwegs wieder zusammengebunden und geschnürt hatte.

Für die Einheimischen, denen man Räumlichkeiten für diese Leute aus dem fernen Osten beschlagnahmt hatte, war das alles kein Vertrauen erweckender Anblick! Diese Leute wollten ein ordentliches Heim, ein Haus, Land und Vieh besessen haben? Nicht einmal ordentliches Gepäck brachten sie mit! Diesen so entsetzlich unordentlich wirkenden Menschen aus dem Grenzland zu Polen konnte man doch keine guten Sachen überlassen, und würde man mit denen einigermaßen vernünftig in einem Haus zusammen leben können? Manche Bauern betrachteten die Fremden nur unter dem Aspekt: Brauchbare Arbeitskraft? Die so glimpflich ohne Verlust an Hab und Gut über den Krieg hinweggekommenen, sie wussten nichts und ahnten wenig von dem, was diese aus ihrer Heimat vertriebenen Schlesier mitgemacht hatten. Nur wenige, denn auch Ausnahmen gab es, hatten wohl eine entsprechende Vorstellungsgabe, die Voraussetzung für Verständnis ist. Die meisten wussten nur, dass sie jetzt auf unbestimmte Zeit mit "diesen" Leuten aus dem Osten zusammen leben sollten, mit diesen Leuten, die zu allem auch noch größtenteils so einen seltsamen Dialekt sprachen, der sich vom eigenen so völlig unterschied.

Man muss im Nachhinein für die Skepsis mit der man uns damals begegnete, Verständnis haben. Erst später als man sich etwas kannte, kam es zu mehr Hilfsbereitschaft. So wurde 1946 in Nöpke vor Weihnachten Spielzeug für die Flüchtlingskinder gesammelt. Auch Gutes wird nicht vergessen! Langsam wuchs bei den Einheimischen auch die Akzeptanz, letztere allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, wenn es nicht, besonders bei den einheimischen Bauern, ins familiäre ging. Denn neben der Schranke von "da bitter arm und dort wohlhabend" gab es noch die Schranke der Religion. Die Vertriebenen, meist römisch-katholisch kamen fast überall in die von der katholischen Kirche sogenannte "Diaspora", wo es nur wenige Katholiken und entsprechend wenig katholische Kirchen gab. Doch da, in dieser "Diaspora", fanden die vertriebenen Katholiken ein für die damalige Zeit sehr großes Entgegenkommen bei den evangelischen Gemeinden, besonders ihren Pastören. Großzügig wurden den Katholiken für ihre Gottesdienste die evangelischen Kirchen zur Verfügung gestellt. Nur, die sogenannte "Mischehe" z.B. wurde beiderseits nicht gerne gesehen. Die Schranken fielen erst sehr viel später mit dem allgemein und damit auch bei den Vertriebenen wachsenden Wohlstand in Rest-Deutschland und der wachsenden Ökumene bei den christlichen Kirchen. Das alles gehört zum besseren Verständnis der damaligen Situation.

### Die Protzaner und der Neuanfang nach der Vertreibung

In der neu entstandenen Bundesrepublik Deutschland wurde das sogenannte "Lastenausgleichs-Gesetz" erlassen und ein LAG-Amt eingerichtet. Da nur ganz wenige der Vertriebenen wegen der Inbesitznahme all ihres Eigentums durch die Polen und die Plünderungen ihre Dokumente oder Grundbuch-Auszüge retten konnten, war es schwer, die für die LAG-Anträge benötigten Nachweise zu erbringen. Ohne die Hilfe unseres Josef Bartel vom Standesamt Protzan wäre es vielen nicht möglich gewesen. Dem Ehepaar Bartel waren von den drei Söhnen zwei im Krieg gefallen, dann verloren sie auch noch Haus und Heimat. Jetzt half er seinen Protzanern wo es ging.

Es gab eine kleine "Hausratsentschädigung" und der spät gezahlte sogenannte "Lastenausgleich" bewegte sich nur in Höhe der Miet- und Pachtausfälle von etwa 10 Jahren. Von einer gerechten Entschädigung für den verlorenen Besitz, die verlorene Existenz, kann keine Rede sein. Von den 1,66 Millionen Arbeitslosen Ende Februar 1951 in Westdeutschland waren nicht weniger als 557.000 Heimatvertriebene! Dennoch fassten sie neuen Mut. Sie nahmen jede Arbeit an! Nur durch Energie, Tatkraft und ihren Fleiß nahmen die Vertriebenen am "Wirtschaftswunder" teil. Sie verließen vielfach aus beruflichen oder familiären Gründen den ihnen einst zwangszugewiesenen ersten Wohnsitz in Restdeutschland. Alle schufen sich aus eigener Tatkraft irgendwo eine neue Existenz, ein neues,

schönes Zuhause, auch unter den schwierigen Verhältnissen in der DDR. Fast alle haben wieder Haus- und Grundbesitz. Sie und ihre Kinder wurden überall geachtete Mitbürger. Die Bewohner unserer Dorfgemeinde Protzan, wie alle anderen Schlesier durch die Vertreibung über ganz Rest-Deutschland verstreut, fanden ein neues Zuhause, aber eine "Neue Heimat"? Wohl kaum.

Der "Schlesier", ein hochbegabter deutscher Volksstamm, wurde zum Auslaufmodell.

Wenn man heute in der Erinnerung alles noch einmal nachvollzieht und liest so einfach und schnell, was damals erlitten wurde, wenn man sich dann deutlich macht wie lang z.B. 5 Wochen sind, welche die Protzananer Männer in der Gefangenschaft, in den Fängen der Polen aushalten mußten, 5 lange Wochen den Schlägen und Torturen ausgesetzt, länger als ein Monat, 5 lange Wochen Sorge um die Angehörigen, 5 lange Wochen Todesangst - eine Schreckenszeit, die zur Ewigkeit wird!

Lassen wir daher zum Schluss noch einmal Josef Rother zu Worte kommen:

"Ich kann nicht vergessen, was ich erlebt habe. Noch nach Jahrzehnten bin ich von Schreien, die ich im Traum zu hören meinte, aufgewacht. Trotzdem hege ich keinen Haß auf die Polen. Seit 1946, seit wir hier im Westen Deutschlands leben, denke ich beim Beten des "Vater unser", der Bitte um Vergebung der Schuld, an die Polen."

Diese Worte zeugen von der echt christlichen, noblen Gesinnung des Schlesiers.

Die meisten von uns werden sich dem anschließen, auch wenn die Gefühle für die Polen keine freundlichen oder gar freundschaftlichen sind, sondern eher über Abneigung oder Abscheu zu Distanz reichen und nach Wahrheit und Gerechtigkeit verlangen.

### Protzan oder Zwrocóna?

Unser Dorf taucht erstmals im Jahre 1175 unter der halb deutschen, halb polnischen Bezeichnung Dobrogozesdorph in der Geschichte auf. 1270 erscheint es als Wezwrozona, das ist abzuleiten von "wez = wies Dorf" und "zwrocóna = wiedergegeben" und hängt mit der damaligen Rückgabe an das Zisterzienserkloster Leubus als wiedergegebenes Dorf zusammen. Im Jahre 1305 wurde Protzan erstmals, als Proczano benannt, urkundlich erwähnt. Die Polen haben unser Protzan im Jahre 1945 bezeichnender Weise in "Zwrocóna" umbenannt. Nach 640 Jahren verlor unser Dorf Protzan sogar seinen Namen! Die deutsche Stadt Frankenstein heißt seit 1945 bei den Polen "Zabkowice". Durch spätere Eingemeindung, ähnlich wie in der BRD geschehen, wurde "Zwrocóna" ein Ortsteil von "Zabkowice", dem deutschen Frankenstein.

Doris Minale im Jahre 2000

Mit Notizen und Erzählungen der folgenden Zeitzeugen aus Protzan:

- Else Berger, geb. Dierich
- Martl Miserre, geb. Pauli
- Alfred Reimann
- Josef Rother
- Evamarie Rudolph, geb. Winklern
- Lena Weitz, geb. Pauli
- Dr. Karl Zwiener (seine Aufzeichnungen notierte er 14jährig im Jahr 1946!)